Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1889.

Mai und Juni.

(7. Band; 2. und 3. Heft.)



Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Judenplatz 5.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue"** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue"** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ung. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationpreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

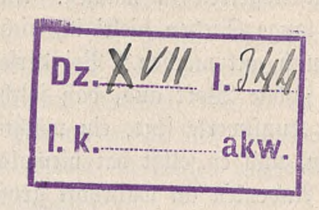
Hans Schlitter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Ein vaterländisches Gedenkblatt. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1 und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Ein Beitrag zur Geschichte der Nationalökonomie in Oesterreich. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten's Berufung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusa's. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung der nordamerikanischen Republik und die ungarische Frage im Jahre 1848 und 1849. Bd. VII, S. 1.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung und seinem jetzigen Stande. Bd. V, S. 193.
Egydius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 297 und Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

Alexander Peez: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. II, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Aufpitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886 mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Bd. II, Heft IX, S. 5.



Grillparzer als Dramatiker.

Aus Anlaß der Enthüllung seines Denkmals.*)

Von August Sauer.

Im Herzen von Wien steht das Denkmal für Grillparzer aufgerichtet; ausgezeichnete Künstler haben ihre besten Kräfte daran gewendet; im Glanze der Frühlingssonne, unter den Klängen Schubert's und Beethoven's ist es enthüllt worden, weihevolle Worte wurden an seinen Stufen gesprochen. Als ein Gegenwärtiger weilt der Dichter nun wieder unter seinen Landsleuten, unter seinen Wienern.

Grillparzer hatte ein Vorurtheil gegen öffentliche Ehrungen aller Art; seine Scheu vor der Außenwelt prägte sich auch in der Abneigung gegen Künstlerdenkmäler aus. Er spottete über die Schiller-Goethe-Statue in Weimar:

„Das Werk ist in etwas gemischtem Geschmack,
Wie paßt der Lorbeer zu dem Frack?"

Gegen den Feuereifer übertreibender Enthusiasten ließ er den Warnungsruf ergehen:

„Wollt so viel Dichtern ihr mit Monumenten lohnen? —
Statt Marmor nehmt Metall, d'raus gießt man einst Kanonen."

Er war mit der lärmenden Art und Weise, mit welcher derartige Pläne ins Werk gesetzt zu werden pflegen, nicht einverstanden. Auch über ein ihm selbst zu errichtendes Denkmal besitzen wir eine launig hingeworfene Aeußerung: „Wenn sie mir ein Monument setzen wollten, das müßte zu Pferde sein, dazu paßt meine Figur am besten. Was sie dem

*) Mit einer Abbildung des Grillparzer-Monumentes zu Wien.

Schwarzenberg abgenommen, das könnten sie mir zulegen, um es recht wahrheitsgetreu zu machen. Und man könnte doch wenigstens sitzen, das lange Stehen hielt' ich nicht aus — aber als Reiterstatue würde ich mich gut machen.“ Bei derselben Gelegenheit sprach er aber auch das schöne Wort aus, daß solche Denkmale, besonders wenn sie wirkliche Kunstwerke sind, ein mächtiges Mittel abgäben, den Volksgeist zu heben, und er selbst hat niemals seine Mithülfe versagt, wenn es galt, das Andenken an wahrhaft große Männer auf diese Weise zu ehren. Er verfaßte die Rede zur Enthüllung des Denksteines auf Beethoven's Grab: ein oratorisches Meisterstück; er entwarf die Inschrift für ein kleines Beethoven-Denkmal in Heiligenstadt, für die Grabmäler Schubert's, Schreyvogel's und Anderer. Als das Mozart-Standbild in Salzburg enthüllt wurde, begrüßte er es mit begeisterten Versen; gegen Ende seines Lebens versuchte er noch den Aufruf zu den Sammlungen für das Tegetthoff-Monument zu entwerfen, was ihm nicht mehr gelingen wollte. So ist es nicht gegen seinen Sinn gehandelt, wenn die Nachwelt ihn selbst durch ein Denkmal verherrlicht.

An dem Orte, an dem er geboren wurde, wo er lebte, wirkte und starb, mußte dieses Denkmal errichtet werden. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelt Grillparzer in seiner Vaterstadt. Alle guten, wie alle verhängnißvollen Eigenschaften des Wieners wurden auch dem größten Sohne Wiens in die Wiege gelegt. Die heitere Lebenslust, die naive Hingabe an die Sinnenwelt wurden durch einige schwere Tropfen in seinem Blute gedämpft und getrübt. Sehnsüchtiges Begehren nach musikalischem Genuß verstärkte seinen Hang zur Träumerei, der sich wie Gift in seine Adern senkte und einen schlaffen Zug seines Charakters bis zur Energielosigkeit schwächte.

Fleiß und Ausdauer hielten nicht Schritt mit der Kühnheit und Großartigkeit seiner Phantasie; die Zahl seiner ausgeführten Werke steht zu der Ueberfülle seiner Pläne und Entwürfe in keinem Verhältnisse; ein bedauerlicher Gegensatz zwischen seinen Jünglings- und Mannesjahren macht sich geltend. Rasche Erregungsfähigkeit wechselt bei ihm mit entschließungsloser Trägheit, weibliche Hingebung mit herbem Eigensinn, bestrickende Liebenswürdigkeit mit abstoßender Verschlossenheit; die köstlichen Stunden der Weihestimmung ragen wie Inseln hervor aus der Fluth der todten Wochen und Jahre. Altwienerische Derbheit und schlagender Witz sind sein Erbtheil, die Freude am Spaß, der Sinn für Humor; darin giebt er Bauernfeld und Raimund, giebt er Mozart und Schwind nichts nach. Mit der habsburgischen

Dynastie ist er aufs innigste verwachsen, er macht sich gerne zum Herold ihres Ruhmes; aber auch die Ausbrüche des Unmuthes über die politische Entwickelung Oesterreichs, die sich durch sein ganzes Leben belegen lassen, sind durch die grenzenlose Liebe zu seinem Vaterlande veranlaßt; wo er die Geißel der Satire schwingt, thut er es mit blutendem Herzen; der Fluch, der sich ihm oft genug auf die Lippen drängte, hat sich schließlich doch immer wieder in Segen verwandelt:

„O gutes Land! O Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland
Liegst du, der wangenrothe Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn
Und mache gut, was Andere verdorben!"

Die sinnende Betrachtung des neuen Denkmals fordert uns zur erneuten Betrachtung der Werke des Dichters auf. Die Schlacken des Lebens fallen von Jenen ab, die wir den Unsterblichen zurechnen. Nicht was den Menschen auf seinem mühevollen Lebenswege hemmte und quälte, soll uns beschäftigen, sondern was er Bleibendes und Ewiges geschaffen hat. Grillparzer's lyrische Gedichte sind bisher nicht so ins Volk gedrungen, als sie es verdienen; was er an prosaischen Werken hinterlassen hat, wird immer nur von einem kleineren Kreise Nachgenießender gewürdigt werden können. Auf seinen Dramen beruht Grillparzer's Ruhm. Mit Recht ist er auf dem Wiener Denkmale dargestellt, von den hervorragendsten Gestalten seiner Tragödien umgeben, wie ein König von seinem erlauchten Gefolge. Was er als Dramatiker geleistet hat, soll im Folgenden untersucht werden. Ich ergänze und erweitere, was ich an anderem Orte vorläufig zusammengefaßt habe.

1.

Grillparzer begann mit seinen tastenden dramatischen Jugendversuchen im Jahre von Schiller's Tod. Als er 1817 zum ersten Male in die Oeffentlichkeit trat, war Heinrich von Kleist's Leben und Dichten verrauscht, Zacharias Werner hatte sich von der Bühne auf die Kanzel zurückgezogen und nur der Stern Adolf Müllner's glitzerte mit seinem fahlen, erborgten Lichtschimmer am trüben Himmel des deutschen Theaters. Als er 1840 seine dramatische Laufbahn nach außen hin beendigte, pochten schon die Dramatiker des jungen Deutschlands an die Pforten der Schauspielhäuser. Alle seine Tragödien von der Ahnfrau bis einschließlich zur Hero sind vor 1830 gedichtet; die drei Lustren von 1815 bis 1830 umschließen seine eigentlich schöpferische Zeit. Und

auch die Stücke, welche er nach 1830 noch ausgearbeitet hat, sind schon vor dieser Zeit entworfen, theilweise sogar begonnen. An der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts haben wir die Bildungseinflüsse zu suchen, denen Grillparzer ausgesetzt war.

Drei verschiedene literarische Strömungen kreuzen und durchdringen sich in Grillparzer's Jugendentwickelung.

Während Oesterreich seit den Zeiten der Gegenreformation von den Fortschritten des geistigen Lebens in Deutschland so gut wie abgeschnitten war und an der zweiten großen Blütheperiode der deutschen Literatur keinen Antheil nahm, hatte sich Alles, was an gesunden Kräften im deutsch-österreichischen Volke vorhanden war, auf das Theater gerettet und in Wien eine eigenartige Volksbühne sich ausgestaltet, der im übrigen Deutschland nichts an die Seite gestellt werden konnte, und die um die Zeit von Grillparzer's Geburt durch die Weihe der Musik ihre höchste Veredlung und Verklärung erfuhr. In zahlreichen Variationen, als Ritter- und Räuberschauspiel, als Geister- und Märchendrama, als Verwandlungs- und Zauberspiel, als Locallustspiel und Localposse, als Parodie und Travestie hatte die Wiener Dramatik sich entfaltet. Grillparzer hat kein Hehl daraus gemacht, daß man seiner gesammten Production die an den Wiener Vorstadtbühnen gewonnenen Jugendeindrücke anmerke. Hatte der Wiener Theaterdichter K. F. Hensler Shakespeare's „Sturm" im Jahre 1798 zu einer heroisch-komischen Oper umgearbeitet, so machte der siebzehnjährige Grillparzer mit dem „Sommernachtstraum" einen ähnlichen Versuch. Er ließ die Zauberin Drahomira auf offener Scene ihre dienstbaren Geister beschwören, wie dies der Faust des Volksschauspiels that; er wählte sich die Sage von der schönen Melusine zuerst als Stoff zu einem der in Wien damals beliebten Kinderballete und man merkt auch dem fertigen Operntext diese zweifelhafte Abstammung an. Er schreibt in den Zwanzigerjahren eine politische Satire, die er als der Zauberflöte zweiten Theil bezeichnet, und knüpft in einer literarischen Satire an die Modegattung der Thierstücke an. Der lustige, zu jedem Abenteuer geneigte Küchenjunge Leon hat bei Hafner und Perinet eine Reihe von schwächlichen Vorgängern.

In der Anregung durch die Wiener Volksbühne hat aber vor allem seine Vorliebe für märchen- und sagenhafte Stoffe ihren Ursprung, seine Vorliebe für das dämmerhafte Dunkel der ersten Geschichtsepochen, für den Gegensatz zwischen Cultur und Barbarei, der den Hintergrund vieler seiner Dramen bildet. Hier eignete er sich die Herrschaft über alle Mittel der

Bühne an, so daß ihm keine decorative und scenische Schwierigkeit zu groß erschien. Hier lernte er, wie viel man begabten Schauspielern und einem unbefangenen, unverbildeten, hingebungsvollen Publicum zutrauen dürfe, und aus dem Schüler der Vorstadtbühnen wurde der Meister des Burgtheaters, das an den Werken Grillparzer's zur ersten Bühne Deutschlands heranwuchs.

Auf die vom Märchenzauber der Wiener Volksbühne bereits erfüllte Phantasie des Knaben begannen die Erzeugnisse der classischen Periode verhältnißmäßig spät einzuwirken. Zwar fehlte es in Oesterreich nicht an Männern, welche die Früchte der großen Culturperiode alsbald sich anzueignen trachteten, wie sich der hochstrebende edle Collin bei unzulänglicher Kraft im Wetteifer mit Schiller verzehrte, aber die Verbreitung der classischen Schriften war bis zur ersten Occupation Wiens durch die Franzosen eine dürftige gewesen; erst von da an bemächtigte sich ihrer der heimische Nachdruck in größerem Umfange.

Kaum hatte der junge Grillparzer sich in Schiller eingelesen, als er sich auch schon in Nachahmungen und Nachbildungen versuchte, die oft an Entlehnung streifen; als eine Studie nach Schiller muß das erste große Drama, das er vollendete, bezeichnet werden, die aus den Jahren 1807 bis 1809 stammende Tragödie: „Blanca von Castilien".

Der Stoff dieses Stückes, der Aufruhr Castiliens gegen Pedro den Grausamen, mit dem Bruder des Königs an der Spitze der Aufwiegler, und die Liebe Don Fredrego's zu Don Pedro's schöner Gattin Donna Blanca von Bourbon ist in neuerer Zeit durch Heine's Romancero allgemeiner bekannt geworden. Bei Grillparzer wächst die Liebe weit über die Haupt- und Staatsaction hinaus. Don Carlos und Marquis Posa in einer Person, liebt der Großmeister des Ordens von San Jago die Frau seines Bruders, seine Königin. Der starke erste Act, der das Liebespaar im vollen Besitze der Schiller'schen Rhetorik zeigt, baut sich in mächtiger Steigerung zu klarer und deutlicher Exposition auf; aber leider steht die Führung der Intrigue nicht auf der Höhe dieser Exposition. Es bleibt trotz aller Anstrengung von Seiten des Dichters unmotivirt, daß der König seine Gattin niemals gesehen habe, wenn auch die Erkennungsscene am Schlusse des zweiten Aufzuges die wirksamste des Stückes ist. Im dritten Acte tritt die Geliebte des Königs, Maria de Padilla, stärker hervor. Ihr Charakter machte dem jungen Dramatiker große Schwierigkeiten. Mit einer

grenzenlosen Sucht nach Glanz und Herrschaft, mit einer ungezähmten Begierde viel zu sein, zu heißen, zu gelten, mit einem Wohlgefallen an phantastisch großen Handlungen steht sie dem elenden Schwächling, dem verachteten „königlichen Wiegenkinde“ gegenüber. Zum ersten Male die bei Grillparzer so oft wiederkehrende Situation: das kraftvolle Weib vor dem schwächlicheren Manne, Medea und Jason, Kunigunde und Ottokar, Eleonore und Alphons. Der König schwankt zwischen Blanca und Maria, wie der letztgenannte zwischen Eleonore und Rahel. Es ist ohne Zweifel der wundeste Punkt des Dramas, daß sich der leichtgläubige König das Todesurtheil für Federico und Blanca — auf alle Fälle — entwinden läßt. Denn was sollen alle weiteren Pläne und Intriguen, was sollen die reichlich eingestreuten „hohen Stellen“ zum Lobe und Preise des legitimen Königthums, was soll des Königs neuerliche Schwäche und Weichheit, da das Verdict durch Blanca's Gegner jeden Augenblick ausgeführt werden kann! Das Stück ist eigentlich mit dem dritten Acte zu Ende, geht aber trotzdem im vierten und fünften immer mehr in die Breite. Der letzte Act — durch neue Intriguen angeschwellt, eine kleine Tragödie für sich — zerstiebt in lauter Einzelscenen. Es kommt zu keiner großen Auseinandersetzung zwischen Maria und Blanca oder zwischen Blanca und dem König; nur dieselben Personen kommen immer wieder zusammen, als ob Scheidewände zwischen den gegnerischen Gruppen aufgerichtet wären.

Alle Schiller'schen Stylgattungen will der junge Grillparzer in diesem einen Drama vereinigen; kein Wunder, daß es die Zeit eines Theaterabends weit überschreitet. Den Höflingen werden förmliche Chorreden aus der „Braut von Messina“ in den Mund gelegt:

„Es knüpfen sich Thaten
Mit Thaten zusammen.
Ein Frevel zieht tausend,
Verworf'ner und schwärzer,
Nach sich im Geleite;
Sie häufen sich thürmend
Zu starrenden Bergen,
Versperren den Ausgang
Und wehren der Reue,
Der Rückkehr zur Tugend
Den schwankenden Tritt“ u. s. w.

Es kann aber nur eine komische Wirkung erzielt werden, wenn die Ueberleitung zur Handlung durch ein unvermitteltes: „Doch laßt uns etwas anderes sprechen, Lieber“ oder „Ihr Herrn, gehabt euch wohl!

Geschäfte rufen mich schnell von hinnen" gemacht wird. Solchen technischen Ungeschicklichkeiten begegnen wir noch häufig. Dann werden wieder alle Schauer der Hölle zu Bildern und Gleichnissen verwendet, selbst das Klappern mit morschen Todtenknochen wird nicht vermieden. Wir begreifen, daß Grillparzer's Oheim, der Theatersecretär Sonnleithner, das Stück als nicht zur Aufführung geeignet zurückwies, aber wir bewundern mit Laube die Strammheit im Aufbau der ersten Acte und ahnen in der nicht selten zu Tage tretenden Kunst der Charakteristik das Talent des siebzehnjährigen Dramatikers.

Die kritiklose, unbedingte Hingabe an sein vergöttertes Vorbild mußte eine starke Reaction zur Folge haben; nachdem er nebenbei dem Iffland'schen Rührstück in dem Schauspiel „Seelengröße" und in dem moralisirenden Einacter „Die Schreibfeder" seinen Tribut gezollt und in dem „Herzog von der Normandie" schon eine starke Beeinflußung durch Shakespeare verrathen hatte, geht in der Mitte des Jahres 1810 eine gänzliche Umwandlung in ihm vor, die ihn der Schiller'schen Dichtart entfremdet und ihn Goethe in die Arme treibt, auf dessen Hauptwerke er längst durch Schreyvogel's Sonntagsblatt hingewiesen worden war. Unerträglich, plump, ungebildet erscheint ihm jetzt alles, was er bisher geschrieben hat; um aber Goethe mit Glück nacheifern zu können, dazu scheint ihm seine dichterische Kraft nicht ausreichend zu sein; er stürzt sich in ein Meer von Zweifeln, in dem er fast umkommt. Angeekelt von den heimischen Zuständen, begeistert von Müller's Schweizergeschichte und — ohne daß er es haben will — wohl auch von Schiller's „Wilhelm Tell", sehnt er sich nach den alten, urkräftigen Schweizergestalten und ihren Bergen und trägt sich, da die Flucht dahin unmöglich ist, wenigstens mit einem Gedicht auf Arnold von Winkelried's Heldentod.

Diese Stimmungen spiegeln die gleichzeitigen dramatischen Fragmente wieder; berauscht von der Klangfülle des Goethe'schen Verses wirft er den träumerischen Psyche-Monolog hin; unbefriedigt vom Schlusse des ersten Theiles „Faust", wagt er eine Fortsetzung zu skizziren, in der er dem Müde gehetzten das Glück des stillen häuslichen Lebens an der Seite der Geliebten, Selbstbezwingung und Seelenfrieden als die sichersten Güter des Lebens erscheinen lassen wollte. Seinen Freiheitshelden aber findet er statt auf den Schweizerbergen in den rauhen Gebirgen Thraciens; in männlicher Stärke und mit wagendem Jugendmuthe steigt die Gestalt des Spartacus vor ihm auf, der den Haß gegen Rom, den er gleich Hannibal schon als Knabe

eingesogen, in seinen Jünglingsjahren zur That machen will. Grillparzer's Spartacus wäre gleich dem Lessing'schen eine antityrannische Tragödie geworden. Wie Kleist's „Hermannsschlacht" hätte auch diese Tragödie die Verhältnisse der Gegenwart in leichter Verhüllung vorführen und aufreizen sollen gegen Frankreich, gegen das fluch-erfüllte Land:

„Das groß sich mästet in der Völker Blut
Und seine Größe baut auf ihre Trümmer."

In die Schilderung des Spartacus durch die bekümmerten Freunde wob Grillparzer herrliche Bilder ein, die seinen reifsten Dichtungen nicht zur Unehre gereicht hätten. Wie die Fluthen eines frischen schäumenden Waldstromes stürzen die langen Perioden rauschend dahin, ganze Blumenbeete mit sich reißend. In diesen hingewühlten Scenen, an welche keine bessernde Hand in kühleren Stunden angelegt wurde, tritt Grillparzer's Talent am ursprünglichsten zu Tage, wie sonst nur in der ersten Fassung der „Ahnfrau".

Als Freiheitsdrama mit unverkennbarer Beziehung auf die Gegenwart war auch das Schauspiel „Alfred der Große" gedacht, der Befreiungskampf der Tiroler steht im Hintergrunde. In derber Schimpfrede brandmarkt Graf Devon das träge Volk:

„Giebt es größ'res Unglück noch als Knechtschaft?
Schmach uns, die uns'res Vaterlandes Ehre
Für einen schmalen Bissen Brod verschachern!
Schmach uns, die wir auf dunkeln Pfaden schleichen,
Statt frei einherzutreten in der Bahn,
Auf der der Väter Ruhm gleich Sonnen strahlt!
Hat darum euer Ahnherr diese Erde
Mit seinem Blut gedüngt, damit sein Sohn
Ins Joch gespannet wie ein Ackerstier
Die Saat bereite für ein fremdes Volk,
Ein Volk, das vor dem Pfeifen seines Schwertes floh?
— — — — — — — — — — — —
Es fehlten Worte nicht, an Thaten fehlt' es.
Gleich feigen Hunden, die mit lautem Bellen
Die Kampfesunlust allzu schwach verdecken,
Krocht, statt zu streiten, ihr ins sichere Loch
Und riefet Gottes Fluch auf eure Feinde.
Ihr blöden Thoren, wußtet ihr denn nicht,
Gott flucht und segnet nur durch Menschenhand;
Mit offnen Mäulern harrtet ihr auf Wunder."

Durch flammenden Zuruf rüttelt er es aus seiner Ruhe auf:

„Noch ist die Unterdrückung nicht vollendet,
Noch bäumt in Jedem sich der kräft'ge Muth
Dem fremden Joche unbesiegt entgegen.
Wo lebet der Tyrann, der Männer zwingt?
Wer schleift den Dolch, wer kann den Willen morden?
Und wenn sein Arm die ganze Welt umschlingt,
Sein Wink gebietet unzählbaren Horden,
Wenn auch ein feiles Heer ihm unterliegt,
Ein Volk wird nie als durch sich selbst besiegt."

Es ist Grillparzer's Schlachtruf an das geknechtete Oesterreich:

„Nur zwischen Tod und Tod ist uns die Wahl gelassen,
Gewinn ist es nunmehr, im Kampfe zu erblassen."

Jammerschade, daß diese kraftigen Verse im Pulte des Dichters verschlossen blieben; wie anders hätten sie auf die erhebungsbedürftigen Zeitgenossen der Befreiungskriege in Oesterreich gewirkt, als Collin's Wehrmannslieder, die uns trotz Kleist's hellem Lobe dürr und trocken erscheinen, als des loyalen Castelli schwächlicher Singsang.

Goethe's Muster wird schon im „Alfred" und noch mehr in der Tragödie des Ehrgeizes „Die Pazzi" durch den zunehmenden Einfluß Shakespeare's verdrängt. Wie bei jedem jungen Dramatiker seit der Sturm- und Drangperiode finden wir auch bei Grillparzer Ammen und Mütter nach „Romeo und Julia", Lager- und Kampfscenen nach Muster der Historien, Bürgerscenen wie im „Julius Cäsar". Als wollten sie Richard III. parodiren, bieten seine Könige ihre Krone für eine Stunde Schlafes aus; der feige Sachsenbischof ahmt in der Schlacht mit den Dänen das Beispiel Falstaff's nach, sowie später der feige Isaak beim Ueberfall im Schlosse zu Retiro und in dem fröhlichen, lustigen, leichtblütigen Heinrich IV. des Grillparzer'schen Lustspieles hat Prinz Heinz einen liebenswürdigen Nachfahren erhalten.

Von allen diesen Plänen und Anfängen ist nichts zu Ende geführt worden. Nur ein kleines einactiges Lustspiel liegt aus der Zeit nach der Vollendung der „Blanca" bis zur „Ahnfrau" abgeschlossen vor: „Wer ist schuldig" (14. October bis 16. November 1811). Seine bisherigen Erfahrungen vom Leben kramt der junge Dichter hier drollig genug aus; es berührt sich mit absprechenden Urtheilen über deutschthümelnde Tracht und dergleichen, wenn er das Conterfei einer altdeutschen Hausfrau entwirft:

„Und mochte noch so süß der Stutzer Schmeicheln locken,
Sie saßen sittiglich daheim an ihrem Rocken.
Ihr Busen wurde nicht von Eitelkeit geschwellt,
Des Mannes enges Haus war ihnen ihre Welt.
Sie spielten — Blindekuh im Kreise ihrer Kinder,
Sie lebten in Gesellschaft — schmucker Schaf' und Rinder,
Des Hühnerhofs Gekreisch war ihnen ein Concert,
Und Kraut und Kohl weit mehr als Nelk' und Rose werth.
Sie gingen nicht mit Männerwerth keck ins Gerichte,
Und plauderten gelehrt von Goethe, Kant und Fichte.
Sprach ein Erfahr'ner 'was, so saß das Weib und schwieg,
Und kämpfte nicht auf Tod und Leben um den Sieg.
Und kurz, der Mann besaß ein Weib und keine Puppe,
Das zwar nicht Verse macht', doch desto besser Suppe."

Aber es ist doch ein ganz feiner Zug in dem sonst kindlichen Stücke, wenn Marie in dem Streit um die Deutung der Buchstaben auf der Briefadresse, als sie sich in der eigenen Schlinge fängt, sich herauszuwinden sucht: „Es ist — ein M . . . allein kein solches, wie man macht, wenn man Maria schreiben will." Dieses Alexandrinerstückchen ist eben in der Art von Körner's Lustspielen „Der grüne Domino" und „Die Braut" gehalten und ist vielleicht auch von diesen beeinflußt, da Grillparzer mit dem damals in Wien weilenden, gleichalterigen Dichter wohl in persönliche Berührung gekommen sein kann.

Die dritte literarische Strömung, deren Anprall Grillparzer sich nicht entziehen kann, ist die der romantischen Schule. Vom Anfang an war er zwar ein Gegner der romantischen Doctrin; die Brüder Schlegel — „Das Paar der Herben, Düstern" — auf deren Ehrgeiz und mißbrauchten Scharfsinn er die ästhetische Systematik und die abgerissene Kritik seiner Zeit zurückführte, waren ihm gründlich verhaßt; die romantische Verehrung des deutschen Mittelalters erschien ihm als ein ungesunder Rückfall in Dumpfheit und Aberglaube; von dem Zauber und Wohlklang des deutschen Volksliedes blieb er zum großen Nachtheil für seine eigene lyrische Production gänzlich unberührt, und von der reichen literarischen Thätigkeit Tieck's sprach er mit Mißachtung und Abscheu. Dennoch aber verband ihn mit des letzteren Märchenkomödien dasselbe Band, das ihn an die Wiener Volksbühne knüpfte. Und doch ahmte er des romantischesten Dramatikers, Zacharias Werner's Bekehrungstragödie „Das Kreuz an der Ostsee", in seiner „Drahomira" nach, und zeigte sogar im Alter noch (in der „Libussa"), wie tief dessen Stücke auf seine jugendliche Phantasie gewirkt haben müssen. Und doch war es dasselbe deutsche Mittelalter, das ihm einige seiner

dankbarsten Stoffe darbot. Und doch waren es dieselben Schlegel, durch welche auch Grillparzer auf die noch ungehobenen Schätze der südromanischen Literaturen, der italienischen und spanischen, hingelenkt wurde: Tasso und Ariost, Gozzi und Alfieri, Cervantes und Calderon wurden ihm durch deren Winke erschlossen. Mit Feuereifer ging er an die Lectüre dieser Dichter. Er suchte sich durch Uebersetzungen rascher in die fremden Sprachen einzuleben; 1814 begann er Gozzi's fatalistisches Märchenspiel „Der Rabe" zu übersetzen, das auch Raimund zur Bearbeitung reizte und das Hoffmann in Bamberg wirklich auf die Bühne brachte; 1816 Calderon's „Das Leben ein Traum", das der damalige Leiter des Burgtheaters Joseph Schreyvogel eben damals für die Bühne eingerichtet hatte. Im Verkehr mit diesem geistreichen, anregenden Manne, dem bedeutendsten österreichischen Schriftsteller um die Wende des Jahrhunderts, bildete sich unter den geschilderten literarischen Einwirkungen Grillparzer's eigener dichterischer Standpunkt heraus, den er in der „Ahnfrau" zum ersten Male nach außen vertritt.

2.

Aus einer Räuberhistorie und einer Gespenstergeschichte, welch' letztere ihm aus dem Höllischen Proteus des Erasmus Francisci oder auch nur durch mündliche Tradition bekannt war, unter dem starken Einfluß von Schiller's Räubern, sowie von Calderon's „Andacht zum Kreuz", vielleicht auch mit Benützung der Körner'schen Gespensterballade „Wallhaide" gestaltete sich etwa im Sommer 1813 in der Seele des Dichters der Stoff zur „Ahnfrau". Er scheint ihn zuerst in novellistischer Form zur Darstellung haben bringen wollen; es drängte ihn aber immer wieder zum Drama zurück. Auf Schreyvogel's Antrieb wurde die Ausarbeitung begonnen, die in fieberhafter Eile während weniger Tage des August und September 1816 vor sich ging.

Wie er das Stück in der Handschrift an Schreyvogel gab, war dieses eine Familientragödie, in welcher der für todt gehaltene Sohn unerkannt ins väterliche Haus als der Geliebte seiner Schwester zurückgeführt wird, ihr und dem Vater den Tod bringend; ein Ritter- und Räuberstück mit dem ganzen hergebrachten Apparat von Ueberfall, Flucht, Entführung und Kampf; ein Gespensterstück, in welchem die Ahnfrau des erlöschenden Geschlechts durch die Hallen der Burg wandelt und den letzten Sprossen ihres Stammes, um ihn vom Schaffot zu retten, durch ihren Kuß tödtet; endlich eine Schicksalstragödie: denn über den handelnden Personen schwebt eine von ihnen

scheu verehrte und gefürchtete hohe Macht, die ihnen den Lebensweg vorgezeichnet hat und die Freiheit ihres Willens, wenn auch nicht vollständig aufhebt, so doch wesentlich beschränkt. Die Form war der Trochäus der spanischen Tragödie, wie er ihn an Schlegel's Calderonübersetzung kennen gelernt und wie ihn Goethe schon 1812 in einem Briefe an den alten Körner, dessen Sohn Theodor als für die dramatische Dichtung sehr geeignet, empfohlen hatte, frei behandelt, mit anderen Versarten vermischt, wie er sie in Müllner's „Schuld" und in Goethe's „Pandora", die ja in einem Wiener Taschenbuche zuerst veröffentlicht wurde, vorfand; die Diction war reichlich mit Reminiscenzen an Schiller und Shakespeare durchsetzt, die der kundige Bühnenleiter beseitigt wissen wollte. Er verlangte auch eine bessere Acteintheilung, kräftigere Actschlüsse, er wollte Härten gemildert, Wiederholungen gestrichen, allzu reichlich eingestreute Redeblumen ausgemerzt haben. Vor Allem verlangte er eine straffere Motivirung und hier traf er den wunden Punkt des Dramas mit genialer Sicherheit: die Einwirkung der Ahnfrau auf das Schicksal ihrer Familie müsse tiefer begründet werden. Dieses geschehe, wenn die Nachkommen (ohne es zu wissen), die Kinder ihrer Sünde seien, deren Schuld und Leiden mitanzusehen sie verurtheilt sei, bis das sündige Geschlecht ausgerottet, der ungerechte Besitz verlassen, und die geheime Unthat enthüllt und vollkommen bestraft sei. Diese Grundidee, die der Fabel eine allgemeine tiefere Bedeutung geben würde, bestimme zugleich den Charakter der Ahnfrau und mache das Gespenst zu einer wirklich tragischen Person. „Sie warnt vor dem Bösen und nimmt Theil an den Leiden, die sie nicht hindern kann; sieht in dem Tod ihrer Angehörigen eben nur die Entsühnung des unglücklichen Geschlechts und die Befreiung von dem Hange zum Bösen, den es von ihr geerbt hat." Auch die Charaktere ihrer Nachkommen würden dadurch afficirt; keiner dürfe ganz rein, aber auch keiner durchaus böse sein.

Diesen Rath befolgte Grillparzer in den wichtigsten Punkten ganz genau; jetzt erst legte er dem Castellan die Erzählung von dem Fehltritt der Ahnfrau in den Mund und brachte die Sünden der handelnden Personen mit jenem weit zurückliegenden Verbrechen in Zusammenhang. Er schoß dabei zuerst weit übers Ziel hinaus, indem er auch Jaromir zum Kinde der Sünde machte, den Vater in einer peinlichen Scene seiner Tochter diesen Fehltritt eingestehen und sie vor ihres Stammes dunklem Geiste warnen ließ; aber in künstlerischer Einsicht strich er diese Scene aus dem fertigen Manuscripte wieder heraus.

Zweifellos hat das Stück bei dieser Umarbeitung in Inhalt und Form sehr gewonnen; eben so gewiß ist es aber auch, daß das Schicksal, das früher nur in dunklen Andeutungen hereinragte, jetzt erst jene erste Stelle angewiesen erhielt, welche es in dem abgeschlossenen Werke einnimmt, daß der Charakter der Schicksalstragödie, den das Werk immer trug, erst jetzt einseitig und schroff hervorgekehrt wurde. Man sollte daher gerade dieses Werk Grillparzer's nicht einzig und allein aus der Tiefe seines Wesens erklären wollen. Es haftet ihm vieles äußerlich Angeeignetes und Conventionelles an. Und vielleicht hätte Grillparzer selbst den Zusammenhang mit den Producten Müllner's und Werner's nicht bestritten, wenn die Kritik sich nicht so ausschließlich an dieses eine Merkmal geklammert und nicht alle eigenartigen, großen Vorzüge des Werkes übersehen hätte; die unaufhaltsame Leidenschaft, die das Stück durchbraust, die jugendliche Frische, ja kecke Kraft der Charakteristik, die Virtuosität, mit der die dämmerhaft-unheimliche Stimmung darin erzeugt wurde, den Schmelz der Sprache, den Glanz der Bilder, den Wohllaut und die Pracht der Verse. So wurde die Ahnfrau zum Object des lebhaftesten Streites in deutschen und österreichischen Zeitungen. Adolf Müllner ließ alle Minen des Brotneides und der Bosheit springen, um den gefährlichen Rivalen zu vernichten. An dessen Stelle ergriff Schreyvogel die Feder und vertheidigte den Dichter in dem würdigen Vorwort zur Buchausgabe. Was Grillparzer selbst gegen seine Krittler und Widersacher niederschrieb, verwahrte er in seinem Pulte; aber niemals schwand diese erste literarische Erfahrung aus seinem Gedächtnisse und wie ihn die Literaturgeschichte fast bis zu seinem Tode hin als den „Verfasser der Ahnfrau" abthun zu können vermeinte, so hat er selbst diese Bezeichnung nicht verschmäht; ein Epigramm aus dem Jahre 1835 lautet:

„Der Verfasser der Ahnfrau.

Des Unzufriednen stöbernde Jagd
Wird endlich widerlich;
Es klagt, wer so sehr über Alles klagt,
Zuletzt doch nur über sich."

Für die deutsche Literatur in Oesterreich machte die Ahnfrau Epoche. Erst von da ab zählen die österreichischen Schriftsteller und Dichter wieder mit im Chor ihrer deutschen Brüder. Und auf die Wiener Volksbühne wirft es für alle Zeiten einen hellen Glanz, daß aus den von ihr empfangenen Eindrücken ein Stück entstanden ist,

welches ihre Fehler vermied, ihre Vorzüge ausnützte und dadurch aus einer abgelegenen Gebirgsgegend dem breiten Strome des deutschen literarischen Lebens neue, frische Quellen zuführte.

Im Jahre 1817 begann Grillparzer ein anderes Stück, das der Wiener Volksbühne noch näher steht als die „Ahnfrau", ein Drama, in welchem er sich mit der Raimund'schen Märchenkomödie am engsten berührt, zu dem Raimund auch stets als zu seinem Ideal emporblickte: „Der Traum ein Leben". Er brach es aber aus äußeren Gründen nach dem ersten Acte ab, und als im Jahre darauf eine mittelmäßige Zauberposse, die Bearbeitung eines (aus dem Französischen übersetzten) Stückes von C. F. van der Velde im Theater an der Wien gespielt wurde, welches gleichfalls auf einem Traum basirt war, der vor dem Zuschauer sich objectivirt und die Sinnesänderung des Helden bewirkt, so konnte ihn dies zur Weiterarbeit nicht anspornen. Erst im Jahre 1831 wurde das Stück vollendet und da Schreyvogel ihm nicht günstig gestimmt war, erst im Jahre 1834 aufgeführt. Und sogar damals mußte sich Grillparzer, wie wir jetzt wissen, die ihm zugesagte Darstellung von Deinhardstein erzwingen.

Schon die Zeitgenossen hatten bemerkt, daß Grillparzer den Stoff zu diesem Stücke der Erzählung Voltaire's „Le blanc et le noir" entnommen und sich ihn auf freie Weise zurechtgelegt habe. Aus einem verwirrenden Detail arbeitete er die entscheidenden Momente heraus, setzte an die Stelle von Laune und Zufall den strengen Zwang der um sich greifenden Schuld und beschwor die Phantasiegestalten des Traumes mit furchtbarer Eindringlichkeit herauf, nicht zu bequemem Spott, sondern zur Heilung seines Helden von gefährlichen Gelüsten. Alte Märchennamen boten sich ihm dar; im Titel schwebt Calderon's tiefsinniges Stück „Das Leben ein Traum" vor, das die Deutschen seit Lessing's Zeit in's Herz geschlossen haben, das Grillparzer, wie wir wissen, selbst zu übersetzen begonnen hatte. Aber die Kunst, das Dämmerlicht des Traumes mit der Helle der Wirklichkeit in so wunderbarer Weise zu verquicken, lernte er an einem anderen halb räthselhaften Stücke Calderon's „Alles ist Wahrheit und Alles ist Lüge", in welchem die handelnden Personen, unter dem Bann eines Zauberspruches, als Phantome ihrer selbst ihre eigenen zukünftigen Schicksale vorführen müssen. Aber auch die Wiener Volksbühne lieferte dem Dichter einige Vorbilder, unter denen „Der lustige Fritz" von Meisl — eine Glanzrolle Raimund's — hervorgehoben werden muß. Endlich aber that sich dem Dichter in seinem eigenen reichen Traumleben eine

Zwischenwelt auf, deren scheinbare Gesetzlosigkeit er in dem gaukelnden Styl seines Dramas zum Ausdruck brachte.

Dem Helden des Stückes, Rustan, lieh er den maßlosen Ehrgeiz seiner eigenen flammenden Jugendjahre; er ließ ihn aber in der Liebe eines unschuldsvollen Mädchens und in der engbegrenzten Häuslichkeit jenes Glück finden, das ihm in reiferen Jahren als das einzig wahre erschien, aber leider versagt blieb. Mit oft wörtlichem Anklang an gleichzeitige lyrische Gedichte Grillparzer's verklärt das Stück des Innern stillen Frieden und die schuldbefreite Brust als die höchsten Güter des Lebens.

„Der Traum ein Leben" theilt mit der „Ahnfrau" bis zum heutigen Tage die Beliebtheit bei den Theaterdirectoren wie beim Publicum auch außerhalb Oesterreichs. Erfordert „Die Ahnfrau" so gut wie keine Ausstattung, wenn man nicht die verständigerweise zu mildernden Effecte noch übertrumpfen will, so fordert „Der Traum ein Leben" phantastische Costüme und Decorationen, Musik und Gesang, lebende Bilder und militärischen Pomp; beide bieten höchst dankbare Rollen und leiden bei der fortreißenden Kraft ihrer Verse verhältnißmäßig wenig darunter, daß die von Immermann so sorgfältig gepflegte Kunst, den Trochäus richtig zu sprechen, auf der deutschen Bühne fast verloren gegangen ist.

3.

Nicht leicht ist ein größerer Gegensatz zwischen zwei rasch nacheinander erscheinenden Werken desselben Dichters denkbar, als der zwischen der „Ahnfrau" und der „Sappho"; wie Erzeugnisse aus ganz verschiedenen Bildungsepochen muthen sie uns an. Eine tiefe Wandlung ist während kurzer Zeit in der Entwickelung des Dichters vor sich gegangen; eine Milderung und Mäßigung hat sich über sein ganzes Wesen ausgegossen, aus dem genialen Uebermuth seiner Sturm- und Drangzeit hat er sich zu sonniger Klarheit und ewiger Formschönheit emporgerungen. Durch den Streit um „Die Ahnfrau" war der Dichter zum Studium der griechischen Tragiker geführt worden, um sich erst jetzt eine genaue Vorstellung von dem griechischen Fatum zu bilden, das er nach dem allgemeinen Vorwurf der Kritik auf die moderne Bühne verpflanzt haben sollte. Bis ins Innerste hatte er sich von der erhabenen Einfachheit der antiken Welt ergriffen gefühlt. Er will jetzt zeigen, daß er auch ohne den Aufwand äußerer Effecte eine tragische Wirkung erreichen könne; er kehrt zurück zum Styl des „Tasso"

und der „Iphigenie", den er schon im „Spartacus" nachzuahmen versucht hatte; er lehnt sich an Goethe's Ausdrucksweise in der „Natürlichen Tochter" an, der einzelne prägnante Verse fast wörtlich entnommen sind; und in die classische Form gießt er einen romantischen Gehalt, er legt den Nerv der romantischen Kunst in einem Künstlerdrama hohen Styles blos.

Die ersten Aufzeichnungen des Stoffes zu „Sappho" dürften zusammenfallen mit der Lectüre des zweiten Gesanges von Byron's „Childe Harold" (erschienen 1812), in welchem die Schilderung des leukadischen Felsens, des letzten Ruheortes der fruchtlosen Liebe, enthalten ist. Als er später mit einem Wiener Kunstfreunde, Dr. Joel, den Plan einer Oper „Sappho" erwog, mag ihm von den früheren Dramatisirungen dieses Stoffes höchstens das Trauerspiel der Frau von Staël bekannt gewesen sein, mit dem er in Auffassung und Anordnung einige Aehnlichkeit zeigt; steht er doch trotz dem Widerwillen, den ihm das Wesen dieser Frau einflößte, damals unter dem Banne ihrer „Corinne". Er hielt sich an die Fassung, wie sie das spätere Alterthum, den ursprünglichen Lustspielstoff tragisch umformend, überlieferte. Die erhaltenen Bruchstücke der Sappho'schen Lieder, die er aufs geschickteste in die Handlung seines Dramas verwob, gaben ihm die nöthige Stimmung. In gleichmäßigem Flusse schrieb er das Stück vom 1. bis 25. Juli 1817 fast ohne Unterbrechung nieder, so daß es, da sich auch keine Ueberarbeitung als nothwendig erwies, das einheitlichste unter allen seinen Werken ist.

Es ist nirgends darin eine Incongruenz zu verspüren. Grillparzer hätte des nörgelnden Müllner absurden Vorschlag, den ersten Act wegzulassen, nicht in einem eigenen Aufsatze zu widerlegen gebraucht. Was er dort von dem Charakter der Sappho sagt, sind wir gewillt, auf das Drama selbst anzuwenden: „Der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, das Scepter führt."

Auch den Grundgedanken seines Stückes hat Grillparzer selbst scharf formulirt: wenn die „Ahnfrau" unwillkürlich gewissermaßen eine Paraphrase des berüchtigten d'Alembert'schen „Malheur d'être" geworden wäre, so dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres Malheur d'être poète in sich fassen. Es ist Grillparzer's innerste Ueberzeugung, daß zwischen Leben und Dichtung eine Kluft vorhanden sei, über welche der Mensch nicht ungestraft eine Brücke schlagen könne. Ihm schienen die beiden Welten unvereinbar. Für

ihn gab es nie eine andere Wahrheit als die Dichtkunst. Sie war ihm, wie er sagte, Philosophie und Physik, Geschichte und Rechtslehre, Liebe und Neigung, Denken und Fühlen. Ihm schien der Dichter wirklich ein Auserwählter, ein Geweihter, ein Priester zu sein, den eine unüberspringbare Schranke von der übrigen Menschheit trenne, der Verzicht leisten müsse auf die gemeinen Freuden des Lebens, um sich im Innersten der Seele rein zu erhalten. Man darf an einen Ausspruch erinnern, den Beethoven gegen Ende seines Lebens einmal gethan hat: „Und wenn ich hätte meine Lebenskraft mit dem Leben so hingeben wollen, was wäre für das Edlere, Bessere zurückgeblieben?“

Grillparzer's „Sappho“ vergeudet ihre Lebenskraft zu niederen selbstischen Zwecken. Sie ist herabgestiegen von dem Piedestal, auf das die Götter sie gestellt haben. Sie will den Lorbeer und die Myrthe verbinden, sie will beide Kränze um ihre Stirne flechten; sie will das Leben aus der Künste Taumelkelch, die Künste aus der Hand des Lebens schlürfen: und das ist ihre Schuld. Jeder Schritt, den sie weiter auf diesem Wege thut, muß zum Abgrund führen. So wird sie, die Dienerin und Priesterin der Götter, eine Blutbefleckte; entweiht wie sie ist, darf sie die heiligen Saiten ihrer Lyra nur mehr zum letzten Liede rühren; die Wiederaufnahme in den Kreis der Ihren kann sie nur durch den Tod sich erkaufen.

Dem Dichter selbst waren die Stimmungen, die er hier verklärend darstellte, nicht fremd. Er fühlte oft genug, daß er den Anforderungen, die das Leben an ihn stellte, nicht gewachsen war. Er kämpfte gegen die prosaischen Mächte, die ihn von der reinen Höhe der Begeisterung zu sich hinabziehen wollten. Es erinnert an den Schluß der „Sappho“, wenn er sich in sein Tagebuch schreibt: „Ich will die Gemeinheit abhalten, wie ein Gestrandeter das Wasser von seinem lecken Schiff, so lange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann spült mich fort, ihr brausenden Wellen, mein Tagwerk ist gethan.“ Was er in der „Sappho“ von dem Künstler verlangt, das forderte er von Jedem, den Beruf oder Begabung aus der Menge der gewöhnlichen Sterblichen emporhob, auch von dem Politiker, dem Staatsmann, dem Regenten. Unter dem Schlagworte „Künstlers Handwerksregeln“ sind in den Gedichten vier schöne Verse gedruckt:

„Wenn der Priester opfern geht,
Geht er mit reinen Händen;
Wer nicht des Lebens Schmutz verschmäht,
Wird nie das Edle vollenden.“

Ich weiß nicht, wer sie zuerst aus dem Zusammenhang losgelöst hat, ob nicht vielleicht der Dichter selbst; dieser Zusammenhang ist aber ein politischer: „Drum ist Dein Dasein dem Volk geweiht" fährt die Handschrift fort:

„Drum, ist Dein Dasein dem Volk geweiht,
Begabst sie mit Menschheits-Rechten,
Verbünde Dich nicht zu gleicher Zeit
Nach außenhin mit dem Schlechten;
Damit nicht, wenn Dein Werk vollbracht,
Die Sklaven zur Freiheit kamen,
Die Vortheilkundigen, die Du gemacht,
Versuchen, Dich nachzuahmen."

Auf diese Weise ist uns die „Sappho" symbolisch für Grillparzer's ideale Auffassung wie seines dichterischen Berufes so der Lebensführung überhaupt. Daß dieses Ideal ihn abführte vom lauten Getöse des Marktes, wer möchte ihn darob tadeln? Daher übt gerade dieses Stück auf die edelsten Naturen die reinste Wirkung aus; es ist kein Zufall, daß sich Schleiermacher durch die „Sappho" mächtig erhoben fühlte.

Nach dem gelungenen Wurfe der „Sappho" fühlte sich Grillparzer den höchsten Aufgaben der tragischen Dichtkunst gewachsen und eine solche ergriff er, nachdem sich ein weit angelegter Cyklus von Römerdramen nicht hatte gestalten wollen, in der Trilogie „Das goldene Vließ".

Auch dieser Stoff tritt nicht unvermittelt in seinen Gesichtskreis, wie man aus der Darstellung in der Selbstbiographie schließen möchte; die in Wien viel gespielte Oper Cherubini's, in der Vogl als Creon excellirte, hat er gewiß gehört, die Schröder sicherlich in dem Gotter'schen Melodram gesehen. Als sich ihm etwa im Spätherbst des Jahres 1817 der Stoff zur Tragödie gestaltete, da stand er unter dem mächtigen Eindruck der Euripideischen Dichtung und bezeichnenderweise springt ihm jener Punkt zuerst in die Augen, an dem der modernen Anschauung am meisten Rechnung getragen werden mußte; er will in Medea die Entstehung des Hasses gegen ihre Kinder durch deren Anhänglichkeit an den milderen Vater motiviren. So setzt er sich auch außer Euripides und Seneca mit keinem der zahlreichen Medeendichter früherer Zeit auseinander, wie er denn auch in der dramatischen Bearbeitung der gesammten Sage kaum einen Vorläufer hat. Corneille's von seiner „Medée" unabhängiges Stück „La conquête de la Toison

d'or" ist ein schwächliches Product, mehr Oper als Schauspiel; Schiller's in einem Briefe an Goethe ausgesprochener Vorsatz zu einer Trilogie war damals noch nicht bekannt.

In dieser Gesammtbehandlung und in der geistigen Durchdringung dieses gewaltigen Stoffes liegt Grillparzer's Eigenthümlichkeit; dadurch ist es sein großartigstes und kühnstes, wie sein gedankentiefstes Werk geworden. Die jugendlich-romantische Manier der „Ahnfrau" hat er mit dem reiferen classischen Styl der „Sappho" verschmolzen, das Zauberspiel, wie er es in seiner „Drahomira" übte, zur hohen Tragödie erhoben; die dort bereits angewendeten freien Rhythmen mischt er mit dem fünffüßigen Jambus strengster Observanz derart, daß die verschiedenen Versmaße gleichsam als zwei verschiedene Sprachen an das Ohr des Zuhörers klingen.

In rascher Folge ist der „Gastfreund" vom 29. September bis 5. October, sind die ersten drei Acte der „Argonauten" vom 20. October bis 3. November 1818 gedichtet. Dann wurde er durch den Tod seiner Mutter und andere schmerzliche Vorfälle, von denen er sich auf der italienischen Reise langsam erholte, unterbrochen; der vierte Aufzug des Mittelstückes wurde erst nach Jahresfrist, am 2. und 3. November 1819, hinzugefügt, die „Medea" in unmittelbarem Anschlusse bis zum 20. Januar 1820 vollendet. Daß durch diese lange Unterbrechung, während welcher nicht blos die Arbeit geruht hatte, sondern die Grundgedanken wie die Einzelheiten des Planes völlig aus der Seele des Dichters geschwunden waren, Ungleichheiten im Aufbaue, daß durch die vulcanischen Erschütterungen seines Innern Sprünge und Risse in dem mächtigen Gebäude dieser Tragödie entstanden sind, dürften wir voraussetzen, auch wenn es uns der Dichter selbst nicht oft genug versichert hätte.

Vor vornherein kam es darauf an, die „Argonauten" abenteuerlich, ritterlich, romantisch zu halten, die „Medea" abgeklärt-ruhig, hellenisch-classisch. Das Ganze sollte die große Tragödie des Lebens symbolisiren, daß der Mensch in seiner Jugend suche, was er im Alter nicht brauchen könne. Jason hatte mit seiner Phantasie geworben, jetzt ist er Mann, er will Haus und Herd; gegen seine phantastische Jugend dort die dürre Prosa des Mannesalters hier. Dem goldenen Vließ, dem Wunder, dem Zauber so wenig als möglich Raum in dem dritten Stücke zu gewähren, war daher des Dichters stetes Bestreben, von dem er sich in der Hitze der Ausarbeitung aber nur zu oft entfernte.

Er verzichtete endlich darauf, den Chor aus dem „Gastfreund" in die „Medea" herüberzunehmen und durch die Wiederholung des

Liedes an Darimba die Erinnerung an die Heimath in der Heldin stark aufregen zu lassen; die einzige Gora ragt aus jener düsteren Welt in diese sonnig-heitere herüber. Er stand aber auch davon ab, die Fahrt von Kolchis nach Griechenland und die Ereignisse auf dem Schiffe ausführlicher zu schildern: wie Medea zuerst Jason's und aller Anderen Gesellschaft flieht, keine Nahrung zu sich nehmen und sterben will, später jedoch durch die Enge des Schiffes, durch das Drängen des Geliebten, auf dessen Neigung das Unbeschäftigte einer langen Seefahrt vermehrend einwirkte, durch ihre eigene Verlassenheit, endlich durch ihre Liebe zum Nachgeben gebracht wird; wie sie aber vorher das Vließ verlangt hatte, um das als Wimpel am Mast des Schiffes aufgehangene Zeichen von dem Unheil der Ihrigen zu vertilgen; wie sie es aber durch Feuer und Wasser nicht los werden kann. Alles dieses ist jetzt kaum angedeutet. Und doch ist dies die Zeit, da in Medea's und Jason's Seelen das Grauen vor einander auftaucht, die Zeit, in der die Schuld bereits aufgeht, die in Kolchis gesät wurde. Und doch ist es diese Fahrt, auf der Medea ihren Reiz, ihren Zauber, ihre Schönheit, ihre Jugend einbüßt.

Sieht man von dieser Lücke und einigen weniger bedeutenden Widersprüchen ab, so hat man ein tadelloses Kunstwerk vor sich, dessen Theile ineinander greifen, wie nur je die Acte einer einzigen Tragödie und sich gegenseitig nothwendig bedingen. Schon der feinsinnige Michael Enk wendete sich gegen die an Rohheit grenzende Theatertradition, von der man leider auch in der Gegenwart noch nicht abgekommen ist, das dritte Stück von den früheren losgerissen aufzuführen: „Medea kann vereinzelt wohl gespielt, aber nicht begriffen werden."

Die Ermordung des „Gastfreundes" im Einleitungsstücke wirft den ersten trüben Hauch auf den reinen Spiegel von Medeens Seele und verleiht ihrem Wesen jenen Beisatz von Herbheit und Düsterkeit, der auch ihrer Heiterkeit, ihrem Lachen später niemals fehlt. Die durch jene Ermordung begangene Schuld lastet von da ab auf ihrer Familie. Das Vließ sollte nach Grillparzer's Meinung nichts anderes sein als das sinnliche Zeichen des Schiller'schen Satzes: „Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären." Es sollte die aus dem ersten Unrecht mit nothwendiger Folge sich entwickelnden Begebenheiten sinnbildlich begleiten, ohne sie zu bewirken, wie auch Phrixus' Fluch nicht um ein Haar wirksamer sein sollte, als der Margarethens in Shakespeare's „Richard III." Wie in allen Tragödien Grillparzer's die ersten Acte die stärksten und einheitlichsten

sind, so gilt dies auch von diesem Vorspiel. Es ist von einer Gedrungenheit und plastischen Anschaulichkeit ohne Gleichen.

Das zweite Stück bringt um des Vließes willen den grausigen Untergang ihrer Familie mit sich, an dem sie, auch ohne blutbefleckte Hände zu haben, mitschuldig ist. Als sie Kolchis nun verlassen hat und in Griechenland eine neue Heimath sich zu gründen versucht, da will sie wohl tadellos sein, aber sie kann es nicht mehr. Und dies sollte der Grundgedanke des letzten Stückes sein, dessen vierter und fünfter Aufzug sich beiläufig mit dem Inhalt der Euripideischen Tragödie deckt; der Jason der Argonauten, der glänzende, siegreiche Held ist zum erbärmlichen Feigling und Verräther geworden, der sein rechtmäßiges Weib aufgiebt, sie verstößt, sie in die Verbannung ziehen lassen will, während er in neuer Ehe, in Fülle des Wohllebens zurückbleibt. Nach ihrer Rachethat hat Medea nichts mehr mit ihm gemein, sie spricht mit ihm, „etwa wie ein abgeschiedener Geist über das Ereigniß reden könnte, etwa wie der Chor bei den Alten," den ungeheuren Schmerz im Busen tragend, aber besonnen. Faßt man den fünften Act auf diese Weise mit dem Dichter als einen Epilog auf, dem Prolog des „Gastfreundes" entsprechend, so schwinden auch jene Bedenken, die man gegen das Herabstimmende und Erkältende des Schlusses vorbringen zu können vermeinte. Es ist vielmehr ein ergreifender Nachklang zu der furchtbaren Tragödie; gegenüber der Wesenlosigkeit des äußeren Glücks und dem Nichtigen des Ruhmes erstrahlen jene inneren Güter, die schon „Der Traum ein Leben", schon die „Sappho" verherrlichte, in um so hellerem Glanze.

Und wieder strömten leidenschaftliche Erregungen aus des Dichters eigener Brust auch in diese Dichtung über. Er, der mit so schwerer Schuld beladen aus seinen Liebestragödien hervorging, war selbst nicht allzuweit davon entfernt, als ein anderer Jason zu erscheinen. Wenn er sich Rousseau, dem vollkommensten Egoisten, der je gelebt habe, wie ein Bruder verwandt fühlt, wenn er von sich sagt, er sei ein Ideen-Egoist, wie es Egoisten des Vortheils und des Gewinnes giebt, so hören wir darin die Worte aus Jason's Selbstcharakteristik wieder: Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinnes.

4.

Die Zeit vor und nach der Ausarbeitung der „Medea" ist die für Grillparzer's Erfindungskraft fruchtbarste, und daher an dramatischen Plänen und Fragmenten reichste Epoche seines Lebens. Wo er

geht und steht, sprießen die dramatischen Probleme wie die Blüthen unter den Strahlen der Frühlingssonne empor. Alles verwandelt sich unter seinen Händen zu dramatischem Gold. Ein scharfer und kühler Beobachter, läßt er keine Lage seines Lebens vorübergehen, ohne Gewinn für seine psychologischen Studien zu ziehen; alte und neue Schriftsteller, Sage und Geschichte dienen ihm als Fundgruben, und mit Vorliebe steigt er zu den alten, schier unerschöpflichen Quellen Shakespeare's, zu Saxo Grammaticus und Belleforest hinab. An Großartigkeit der Composition, wie an Fülle der Motive und Charaktere ragt der Cyklus „Die letzten Römer“ hervor, zu dem er von Schreyvogel's verwandten Plänen angeregt zu sein scheint. Er sollte, mit „Marius und Sulla“ beginnend, fünf große Tragödien und ein Nachspiel „Octavianus Augustus“ umfassen. Der „Spartacus“ sollte, obwohl nicht streng in die Reihe gehörig, mit aufgenommen werden. Er wollte mit Shakespeare's „Julius Cäsar“, wie mit dessen „Antonius und Cleopatra“ wetteifern.

Am meisten beschäftigten ihn die beiden mächtigen Rivalen „Marius und Sulla“, deren Charaktere er mit festen Strichen einander gegenüberstellt. Er trifft in der Auffassung ihres Wesens mit dem Geschichtschreiber Roms enge zusammen. Es wäre eine männliche Tragödie geworden wie der „Bruderzwist“, und hätte wie diese den „Zeichendeutern und Sternsehern“ Einfluß gewährt auf die Lenkung der menschlichen Geschicke. Wie Marius einen steten Kampf gegen das feindliche Schicksal kämpft und darin unterliegt, so hätte König Krösus in der nach ihm benannten Tragödie einen ähnlichen Kampf — nur widerwillig — führen sollen. Die Hinfälligkeit menschlicher Größe wäre in tragischer Weise zur Darstellung gekommen: der stolze, übermüthige Krösus gefangen, zum Tode bestimmt, an der Leiche seines Lieblingssohnes, seines Freundes. Von Cyrus begnadigt, schlägt er alle weiteren Anerbietungen aus, er hat die Gefahr der Größe, die Glückseligkeit des Privatlebens erkannt; sein zweiter, stummer, früher verachteter Sohn wiegt ihm jetzt sein Königreich auf; daß dieser am Schlusse des Stückes die Sprache erlangt, hätte einen milden, versöhnenden Hauch über das Ganze gebreitet. Wir finden ein Lieblingsthema Grillparzer'schen Dichtung in neuer Variation hier wieder. Aus den kurzen Andeutungen, die wir über den Plan besitzen, erkennen wir eine vortreffliche Gliederung des Stoffes, wirksame Actschlüsse, einzelne meisterhaft aufgebaute Scenen; dagegen scheint ein anderer Plan, in welchem das Thema von der Unbeständigkeit des Glückes von neuem aufgenommen wurde: „Die

Glücklichen" in seiner epischen Breite des Dramatikers zu spotten. Die Abstufung der Charaktere, des dumm-übermüthigen Apries, des leichtlebigen, sanguinischen Amasis, des mißtrauischen Polykrates muß trotzdem vorzüglich genannt werden, und das als Hintergrund gedachte Aegypten hätte vielleicht in einem ähnlichen Uebergange vom Naturzustand zur Cultivirung geschildert werden sollen, wie Böhmen in der „Drahomira" und in der „Libussa".

Gerne durchdachte er Stoffe, die ihm bereits in dramatischer Ausführung durch Andere entgegentraten; an kritische Bemerkungen über Byron's „Marino Falieri" schloß er den Plan zu einem gleichnamigen Stück an; Beer's „Klytämnestra", das im Burgtheater aufgeführt wurde, reizt ihn, eine Scene zu einer Tragödie „Cassandra" zu entwerfen; zu seinem Plan „Herodes und Mariamne" regte ihn zweifellos Calderon's Drama „Eifersucht, das größte Scheusal" an, das schon auf den Schluß der „Medea" bedeutsam eingewirkt hatte. Auch von Plänen zu einem Gyges, einem Saul, zu einer Christustragödie hören wir. Neben der Drahomira schlug er Beethoven auch die Judith als einen geeigneten Stoff für ein Oratorium vor, wie er mit diesem nach der verunglückten „Melusina" auch die Verwendung von „Macbeth" und „Romeo und Julie" zu einem Operntexte erwog.

Diese ganze uns erst neuerdings erschlossene Trümmerwelt sollte für Grillparzer's weiteres Schaffen keineswegs verloren sein. Diese abgebrochenen Scenen, diese halbfertigen Charaktere, diese abgerissenen Gedanken lebten in seinem Innern weiter und ließen sich um so leichter anderen Stoffen anpassen, als sie noch nicht in ein festes Gerüst gefügt gewesen waren. Der Stumme, der unter den höchsten Aufregungen seine Sprache wiedererlangt, ging vom „Krösus" auf den „Traum ein Leben" über und wurde dort effectvoll verwendet. Der Chronist Enenkel, der in „Friedrich der Streitbare" eine begeisterte Schilderung von Oesterreich hätte geben sollen, trat diese Aufgabe an den Chronisten Ottokar von Hornek in „König Ottokars Glück und Ende" ab. Die Situation, die in dem geplanten Saul stark hervortreten mochte, wie der zürnende König den Spieß gegen David wirft und dieser ihm ausweicht, kehrt — in ganz anderem Zusammenhange — im „Der treue Diener seines Herrn" wieder, wo der rasende Prinz den Dolch gegen den Wärter schleudert, daß er daumentief in die Wand dringt. Das Bild als solches haftete in der Seele des Dichters. Vor allem aber haben „Die letzten Könige von Juda" in den zunächst ausgearbeiteten Stücken tiefe Spuren zurückgelassen. Im König Herodes

ist ebenso der erste Ansatz zum König Ottokar, wie andererseits zum König Ahasverus zu erkennen; auf den ersteren sollte er seine Heftigkeit, den Gegensatz zwischen Denken und Handeln, die von Napoleon auf ihn übertragenen Züge vererben; auf letzteren seinen Menschenhaß und hypochondrischen Ueberdruß. Ottokar demüthigt sich vor Rudolph von Habsburg wie Herodes vor Cäsar Augustus; kehrt er auch nicht aufgeblasen und stolz zurück wie Jener, er wird von Kunigunde wegen des Mangels an würdevoller Festigkeit ebenso verachtet wie Herodes von Mariamne. Und Salome, Herodes' Schwester, wenn sie blos in der Größe ihres Bruders lebt, hat diesen hervorstechenden Zug auf die Königin Gertrud übertragen.

Diese beiden der engeren vaterländischen Geschichte entnommenen Dramen „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn" weisen viele gemeinsame Züge auf. Beide beruhen auf umfassenden historischen Studien, auf reichen Sammlungen und Auszügen aus den älteren Quellenwerken wie aus den neueren Geschichtsdarstellungen. Grillparzer erwirbt sich die Kenntnisse eines Historikers und setzt sie in lebendige dichterische Darstellung um, eine Methode, die er in gewissem Sinne schon beim „Goldenen Vließ" geübt hatte, indem er aus den antiken Ueberlieferungen und Bearbeitungen der Argonautensage sich eine möglichst genaue Anschauung des Lebens während der griechischen Heroenzeit zu verschaffen suchte. Nach zahlreichen poetischen Skizzen, die wieder verworfen wurden, sind beide Stücke dann in raschem Wurfe gelungen. In beiden kehrt Grillparzer wieder zu der dramatischen Technik Schillers zurück, die er in seiner Jugend so eindringlich studirt und so oft nachgeahmt, in seiner reiferen Zeit aber aufgegeben hatte. Die beiden Stücke sind die am besten componirten Grillparzer's und die große Ensemblescene des ersten Actes im Ottokar darf der Reichstagsscene in Schillers „Demetrius" kühn an die Seite gestellt werden. Aber auch eine andere Saat aus seinen Jugendtagen ist jetzt aufgegangen: in der Individualisirung der Charaktere trägt das frühe intensive Studium Shakespeare's jetzt seine Früchte. Mehr als Grillparzer's frühere Stücke können diese beiden Charaktertragödien nur bei congenialer Darstellung in ihrer ganzen Kraft zur Geltung kommen; denn die langen, vollausströmenden Monologe und der breite Faltenwurf der Diction weichen mehr und mehr einer knapperen, pointirten Ausdrucksweise, einer mit Idiotismen durchsetzten Sprache, die auch vor spröden, eigensinnigen Wendungen nicht zurückschreckt. Der Tonfall, das Mienenspiel, die Action, sind mit

dem Worte zu einem so untrennbaren Ganzen verquickt, daß nur das tiefste Einleben des Schauspielers in die Rolle diese völlig ausschöpfen kann. Der durch vorzügliche Interpreten verwöhnte Dichter, der nach der alten echten Art eines Theaterdichters wohl auch gelegentlich einem Schauspieler eine Rolle auf den Leib schreibt, traut der darstellenden Kunst das Höchste und Schwierigste zu.

Seitdem Goethe's „Götz von Berlichingen" ein farbensattes Gemälde der deutschen Vorzeit den staunenden Zeitgenossen vorgeführt hatte, waren die mittelalterlichen Ritterdramen mit deutsch-patriotischer Tendenz auf der Bühne beliebt geworden. Jedes einzelne deutsche Land verherrlichte die Thaten seines engeren Stammes, seines Fürstenhauses. Auch nach Oesterreich griff diese Bewegung herüber; Schlegel erwies am Schluß seiner Wiener Vorlesungen nationale und speciell habsburgische Stoffe als besonders geeignet für die historische Tragödie; er regte auch die patriotische Balladendichtung an; der Freiherr v. Hormayr und seine Freunde griffen fördernd ein, der nationalen Begeisterung der Freiheitskriege mußten solche Stoffe doppelt willkommen sein. An die überfruchtbare Balladenliteratur, die uns Nachlebenden durch ein paar gelungene Versuche Collin's in Erinnerung geblieben ist, knüpft Grillparzer's Ottokar an. Ottokar sei ein tragischer, Rudolf ein epischer Held, decretirte Hormayr in seinem „Archiv". Collin begann ein hexametrisches Epos in zwölf Gesängen, dessen Plan Ladislaus Pyrker in seiner (erst nach Vollendung des Grillparzer'schen Ottokars 1824 erschienenen) Rudolphias mit geringem Glücke aufnahm. Grillparzer, der schon in seiner Jugend Friedrich den Streitbaren in einer Ballade zu besingen begonnen hatte, dachte ursprünglich selbst an eine epische Schilderung der Schlacht am Marchfelde, von der sich Bruchstücke erhalten haben, die es uns bedauern lassen, daß er niemals eine größere epische Dichtung vollendet habe.

Der Vergleich mit den Quellen, der für den Ottokar so genau und eingehend wie bisher für keine andere Tragödie Grillparzer's durchgeführt wurde, ist ungemein lehrreich, und läßt sich dramatische Technik überhaupt erlernen, so müßte unser dichterischer Nachwuchs zu diesem Meister in die Schule gehen. Aber eine einseitige, übertriebene Bewunderung eben dieser Technik auf Kosten des inneren Gehaltes, der tragischen Verwickelung müssen wir bei diesem Stücke ebenso wie bei anderen aufs entschiedenste zurückweisen. Nicht blos in dem äußerlichen Wechsel von Glück und Unglück — den der Titel des Stückes zu sehr in die Augen springen läßt — sondern in dem zwiespältigen Wesen

des Helden, „in dem ein Zug gewaltsamen Wollens, unbändiger, über jedes Hinderniß hinwegschreitender Herrschsucht mit angeborener Güte im Kampfe liegt“, ist die Entwickelung des Dramas und ist die Schuld des Helden begründet, und mit eiserner Consequenz, fest und sicher wie in einem Rechenexempel, hat der Dichter jede einzelne Handlung seines Helden aus diesem innerlichen Gegensatze abgeleitet.

Die Beurtheilung dieses Stückes hat seit der ersten Aufführung fast bei allen Kritikern darunter gelitten, daß die politischen Verhältnisse des gegenwärtigen Oesterreich deren Blicke trübten; erst allmählich scheint sich eine unbefangene, gerechte Abwägung ihres Werthes erreichen zu lassen. In noch viel höherem Grade ist dies aber bei dem „Treuen Diener seines Herrn“ der Fall. Allerdings erschwert schon der leise humoristische Anflug, den der Dichter seinem Helden verlieh, in diesem Stücke die tragische Wirkung; die hingebungsvolle Treue, die strengste Pflichterfüllung, die starrste Gewissenhaftigkeit, die Grillparzer in seinem Helden Bankban verkörperte, verbindet sich mit kleinlichen, pedantischen Zügen, die uns leicht ein spöttisches Lächeln entlocken können. Vor Allem aber trägt der Lakonismus Bankban's an der schiefen Auffassung des Stückes schuld, und ich selbst hatte mich in meiner älteren Darstellung von dieser noch nicht genügend emancipirt.

In dem kleinen, hageren Manne, den wir uns in etwas gekrümmter Haltung, mit einem starken Schnurrbart und ziemlich ergrauten Haaren zu denken haben, verbirgt sich ein feinfühliges, tiefes Gemüth. In einem harten Leben hat er es gelernt, sich in sich selbst zurückziehen; seine scheinbare Trockenheit ist eine Folge der zurückgedrängten Wärme seines Gefühls; ja er schämt sich seiner inneren Weichheit und Milde und ist darum oft mürrisch und rauh. Die ungarische Gewohnheit des Fluchens ist ihm zur zweiten Natur geworden; aber sie ist ihm bei seiner stockenden Redeweise nicht viel mehr als ein bequemes sprachliches Mittel. An Selbstverleugnung und Aufopferung gewohnt, stellt er an die Anderen die strengsten Anforderungen; das kleinste Rädchen, das sich am Uhrwerke verschiebt, bringt dieses aus dem Gange. Den hohen Pflichten, die sein König trotz seiner Abwehr ihm auflädet, ist er keineswegs gewachsen; Geschmeidigkeit, diplomatisch vermittelnde Klugheit, höfische Vorsicht ist mit seinem Sittencodex nicht vereinbar; er läßt außer Acht, was jedem Anderen natürlich scheint; er begehrt, was jeder Andere zu verhindern trachten würde. Ein unerschütterliches Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur beseelt ihn und der bodenlosesten Verworfenheit muß er sich gegenübergestellt sehen. Das

ihm anvertraute Gemeinwesen will er retten und muß das Glück und die Ehre seines Hauses in Trümmer gehen sehen. Aber auch der tiefste Schmerz kann seiner herben Verschlossenheit keine lauttönende Klage entringen; ja ein Wort mehr an Erny's Leiche und wir hätten nicht mehr den Bankban Grillparzer's vor uns; darin besteht das Eigenartige seines Charakters, daß er ächzend zusammenbricht wie ein ins tiefste Leben verwundetes Edelwild.

Wie man diese Charakterstudie jemals als eine Satire auf das vormärzliche Beamtenthum hat ansehen können, wie man von kriechender Entwürdigung hat sprechen können gegenüber diesem treugoldenen Gemüthe, dürfte nur aus jener Ungerechtigkeit zu erklären sein, in welche eine jüngere Generation bei der Beurtheilung der ihr unmittelbar vorausgehenden so leicht verfällt. Was aber war dem Kaiser Franz an diesem Stücke so anstößig, daß er es dem Dichter abkaufen und es vom Erdboden vertilgen wollte? Gewiß nicht der Charakter des Bankban, der ihn vielmehr mit innerer Befriedigung hätte erfüllen müssen; schwerlich die Darstellung des ungarischen Aufstandes, der ja von dem Helden mißbilligt wird; vielmehr dürfte es die Gestalt des Herzogs von Meran gewesen sein, die seinen Unwillen erregte. Den Bruder einer Königin als Wüstling, als Libertin in solcher drastischer Anschaulichkeit zu schildern, die Sittenlosigkeit eines Hofes mit so grellen, schreienden Farben zu malen, den Wahnsinn eines fürstlichen Familiengliedes in seinen tollsten Ausbrüchen auf offener Scene vorzuführen: das mochte seinem Legitimitätsgefühle auch dann anstößig sein, wenn sich nähere Beziehungen zur eigenen Familie nicht ergaben. Der ungemein complicirte Charakter Ottos, der zu Grillparzer's herrlichsten Schöpfungen gehört, den er selbst in einem Briefe an Ludwig Löwe ausführlich analysirt hat, der offenbar auch von Löwe hinreißend dargestellt worden war: der Charakter Ottos hat das traurige Schicksal des Stückes veranlaßt. Wird diesem Meisterwerke endlich wieder auf unseren Bühnen zu seinem Rechte verholfen werden, so wird im Gegentheil gerade diese dankbare Rolle den Hauptanziehungspunkt der Darstellung bilden.

Wie Grillparzer beim Ottokar ältere Dramatisirungen des Stoffes kaum gekannt hat, so ist er auch beim Bankban von keinem seiner Vorgänger in der Behandlung dieser Fabel beeinflußt worden. Er wußte nicht, daß unter Hans Sachsens Tragödien sich auch eine von dem getreuen Statthalter befunden habe, er kannte die berühmte 1814 bis 1815 entstandene (aber erst 1858 übersetzte) ungarische Na=

tionaltragödie von Joseph Katona nicht, in der Bankban selbst der Königin den Dolch ins Herz stößt und so seine Ehre in ihrem Blute reinwäscht; er hatte keine Ahnung davon, daß ein enthusiastischer Ungar neben anderen nationalen Helden auch diesen unserem Schiller in einem Briefe zur Dramatisirung vorgeschlagen hatte. Versenkt man sich aber tiefer in Grillparzer's Schaffensweise, so drängt sich die Beobachtung unabweislich auf, daß seit der Vollendung des Ottokar neue Anregungen auf den Dichter ausgeübt worden sind, und zwar von Seiten der spanischen Poesie, von Seiten seines späteren Lieblings Lope de Vega.

5.

In einem „Dichterbuch aus Oesterreich“, das Emil Kuh 1863 in Wien herausgab, ist ein dramatisches Fragment Grillparzer's, das zu seinen vollendetsten Schöpfungen gehört, zum ersten Male gedruckt worden: anderthalb Acte der Tragödie „Esther“. Aus dem Nachlasse des Dichters durfte ich den Schluß des zweiten Actes und den Anfang des dritten, sowie dürftige Planskizzen in der vierten Ausgabe der Werke veröffentlichen. Dort habe ich auch den Nachweis zu führen gesucht, daß das Bruchstück in der Mitte der Zwanzigerjahre, vor oder nach dem Bankban, entstanden ist, also der reifsten Zeit des Dichters angehört, und daß es wie der Bankban stark unter dem Eindruck der ihm neu eröffneten spanischen Dramatik steht. Alle Nachrichten lassen darauf schließen, daß Grillparzer das Stück nicht aus inneren Gründen fallen ließ, sondern lediglich durch äußere Störungen an der Vollendung gehindert wurde.

Die früheren dramatischen Behandlungen der biblischen Sage, zumal die deutschen des 16. und 17. Jahrhunderts, brauchen uns nicht zu kümmern. Grillparzer las Racine kaum nach; er erinnerte sich schwerlich der parodistischen Scenen in Goethe's „Neueröffnetem politisch-moralischen Puppenspiel“, er kannte die an diese Scenen anknüpfenden Stücke Gotter's nicht, die eine Zeitgenossin mit Recht als ein Gemisch von Gefühl und Parodie, Charakteristik und theatralischem Pomp hinstellte. Auch von den mehrfachen spanischen Dramatisirungen desselben Stoffes kannte er damals blos das Drama von Lope de Vega.

Von diesem überkam er Anregung und Localfarbe; ihm entnahm er einige Motive. Wie das Orientalisch-Despotische in dem Verfahren des Ahasverus dadurch gemildert wird, daß eigentlich die Hofleute es sind, die den Befehl geben, alle Jungfrauen von Schönheit und Verstand sollten zur Wahl des Königs gestellt werden, indeß er selbst in

dem Andenken an die verstoßene und dennoch geliebte Vasthi sich unglücklich fühlt: das findet sich bei Grillparzer wieder. Wie Lope de Vega ließ er im Gespräch zwischen Esther und Mardochai durchweg ruhige Schönheit walten; besonders aber den Gegensatz zwischen Haman und Mardochai nahm er herüber: Haman—Eitelkeit, Mardochai—Stolz; Haman ein geistloser, aber dabei schlauer und berechnender Schranze, Mardochai ein talmudistischer Gelehrter, mit prophetischer Weihe, scharfem Blick, hohem Selbstbewußtsein und unbeugsamem Eigensinn. Der eitle Haman fühlt sich beinahe körperlich krank bei dem Gedanken, daß ein Mann im Lande sei, der ihm die schuldige Achtung versage. Die von Grillparzer ob ihrer naiven Sinnlichkeit bewunderte Scene des Lope'schen Stückes, in der Haman das Pferd am Zaume führt, auf dem Mardochai im Triumph einherzieht, und Beide sich über ihre Lage in contrastirenden, länger fortgesetzten Reden äußern, diese Scene selbst hätte wohl bei dem modernen Dramatiker entfallen müssen; aber die darin geäußerten Gesinnungen wären gewiß irgendwo in seinem Stücke entwickelt worden; denn gerade die Schlußscene des zweiten Actes zeigt, wie sehr der Fortgang der Handlung auf diesen Gegensatz zwischen Beiden basirt war.

Ueber diesen Fortgang sind wir bis jetzt schlecht unterrichtet. Was der Dichter in einer angeregten Weihestunde seines Alters einer andächtig lauschenden Verehrerin mittheilte, scheint neben manchem Richtigen auch vieles Unmögliche zu enthalten. Darnach hätte der dritte Act die Verhinderung des Mordanschlages gegen die neue Königin durch Mardochai und die Aufreizung des Königs gegen die Juden durch Haman umfaßt. Im vierten Acte wäre die Verfolgung der Juden im Gange gewesen. Mardochai sollte Esther befehlen, für ihr Volk einzutreten. Diese aber ist durch Schweigen eine Königin geworden, durch Verheimlichung ist sie es geblieben: sie liebt den König und fühlt deshalb um so weniger die Neigung, das Schicksal Vasthi's zu erfahren; sie ist auch nicht so rein geblieben als sie war, und schon durch den Zwiespalt ihrer Stellung wird sie demoralisirt — und so weigert sie sich, den Geboten des Alten Gehorsam zu leisten. Die wichtige Scene, in welcher die ganze Gewalt und Autorität talmudistischen Priester- und Rabbinerthums die rebellische Tochter von der Hoffahrt der Welt zur Unterwerfung und zum Gehorsam unter die Herrschaft des Glaubens bringen sollte, wäre ein Pendant zu jener anderen des dritten Actes geworden, in der das Recht des Staates der Religion gegenüber, die Stellung der Religion im Staate, die Glaubensfreiheit

u. s. w. zur Discussion hätte kommen sollen. Hierauf wäre die biblische Scene gefolgt, in der sie es wagt, ungerufen vor den König zu treten, mit derselben Wirkung wie dort, und dieser Act, der mit dem Triumphe Haman's begonnen, hätte mit seiner Vernichtung geschlossen.

Für den fünften Act wäre wenig Handlung übrig geblieben, was übrigens der Oekonomie der Grillparzer'schen Stücke — Medea, Bankban, Bruderzwist — nicht unangemessen ist. Wahrscheinlich sollten die Intriguen zu Gunsten der Königin Vasthi noch einmal stärker in die Handlung eingreifen. In Grillparzer's mündlich gegebener Skizze ragt eine Scene hervor, die in ihrer plastischen Anschaulichkeit der ursprünglichen Intention gewiß nahe kommt: wie Haman vernichtet, Gnade flehend zu der Königin Füßen liegt und diese zu umfassen sucht, sie ihn aber kalt abweist, indem sie dieselben gleichgiltig auf die Bank oder auf das Ruhebett, auf welchem sie saß, heraufzieht, und ihn sterben läßt. Das Stück selbst nicht mit dem Tode Esther's zu schließen, sondern mit dem Ausblick auf ein qualvolles Leben an der Seite des krankhaft erregten Königs, nachdem ihr, der innerlich Vernichteten und Herabgekommenen, selbst die Rolle Haman's zugefallen ist, den unsteten Launen des despotischen Gebieters zu fröhnen: wäre ganz im Geiste der Grillparzer'schen Dichtungen gelegen. Das „Trage! dulde! büße!" der Medea hätte sich auf andere Weise wiederholt.

Ob es je einer Dichterhand gelingen wird, den Torso zu ergänzen? Der einzige Versuch dieser Art, den ich kenne, scheint mir nicht gelungen zu sein (von Heigel, München 1877).

Nicht zur Tugendheldin, sondern zur Liebesheldin hatte Grillparzer seine Esther bestimmt; eine unendlich zarte und doch von jeder Sentimentalität freie, auch auf der Bühne bewährte Liebesscene bildet den Glanzpunkt des Fragmentes: eine Liebestragödie ist es, die Grillparzer mit Benützung seiner älteren Entwürfe unmittelbar nach dem Bankban ausgestaltet, in der er die schöne alte Sage von Hero und Leander zu neuem Leben erweckte.

Daß Liebende durch Ströme und Meere getrennt werden, ist eine weitverbreitete See- und Inselsage, daß kühne Freier mit eigener Lebensgefahr eine an einsamem, abgeschiedenem Orte verzauberte Prinzessin erretten, ist ein viel variirtes, ebenfalls weit verbreitetes Märchenmotiv. An der gefürchteten Stelle einer Meerenge, die Manchem ihrer Gefährten das Leben gekostet, da mochte wohl ein himmelanragender Leuchtthurm den vorbeifahrenden Schiffern als jene Stelle erscheinen, an der die einsame Prinzessin haust und die Fackel schwingt, ihrem

ersehnten Befreier den Weg zu zeigen, und es mochte um so leichter sein, die auf ihrem Weltfluge vorüberwehende Sage hier festzuhalten und zu localisiren, wenn der Mythus dieselbe Meeresstelle schon längst mit einer Todesweihe verknüpft hatte, wie die Straße der Dardanellen. Hier waren die beiden von der bösen Stiefmutter verstoßenen Königskinder Phrixus und Helle einst auf dem goldenen Widder über das Meer geritten und die Schwester war in die Tiefe gesunken. Haben sie nur ihre Rollen vertauscht, diese Königskinder, von denen eines verunglücken muß? Oder ist sie wieder heraufgestiegen, jene Helle, von der die Meerenge den Namen hat, um als Hero nun den Thurm zu bewohnen und vor gleichem Unglück Diejenigen zu schützen, die nach ihr denselben Weg einschlagen, um den Bruder, der nun in der verdunkelten Erinnerung des Volkes zum Geliebten wird, wieder in ihre Arme zurückzuführen?

So könnte auch Grillparzer von der Hellesage zur Herosage übergeleitet worden sein, denn während der Arbeit am Goldenen Vließ findet sich im Jahre 1819 die erste Spur zu dem neuen Drama in seinen Papieren. Auch eine mittelmäßige Bearbeitung dieses Stoffes, die 1818 im Theater an der Wien aufgeführt wurde (Text von Herklots, Musik von Schneider), konnte ihm denselben nahegerückt haben. Nun vertieft er sich in die älteste der uns erhaltenen Hero-Dichtungen, in das kleine Epos des griechischen Grammatikers Musäus. An der Grenze zweier Epochen stehend, vereinigt das auf den Spuren des Nonnus von Panopolis einherwandelnde Gedicht den leise aufdämmernden Geist einer modernen Zeit mit der ewigen Formschönheit hellenischer Kunst. Wie der letzte Gruß der scheidenden Sonne nach den schon im Halbdunkel liegenden Fluren, wie das letzte Aufraffen des zu Tode getroffenen Helden in der Schlacht muthet uns die einzige Dichtung an, die nach manchen unglücklichen Versuchen von Nachstümpern durch die meisterhafte Uebersetzung Oelschläger's uns nun dauernd angeeignet wurde.

Außer dem griechischen Epos und der Schiller'schen Ballade scheinen Grillparzer von den zahlreichen dichterischen Bearbeitungen, welche die Sage im Laufe der Zeiten erfahren hat, nur wenige bekannt gewesen zu sein: vielleicht Marlowes' fragmentarisches Epos; kaum die deutschen Volkslieder; sicherlich nicht die spanischen, französischen und sonstigen Dramatisirungen, die zahlreichen Opern- und Ballettexte.

Alle Aenderungen, die Grillparzer an dem Stoffe vornahm, sind derartig, wie sie eben die dramatische Gestaltung eines epischen Stoffes

zu jeder Zeit und bei jedem Volke verlangt. Man kann an der Hand seiner Aufzeichnungen verfolgen, wie er die für ihn unbrauchbaren Motive der epischen Darstellung, daß Leander allnächtlich den Schicksalsweg betritt, daß Hero die Lampe hinausgehängt, weil Leander sie darum gebeten hat u. s. w., eines nach dem anderen fallen läßt und sie durch dramatisch wirksame ersetzt. Als Gegenspieler bietet sich ihm der Priester dar, diesem tritt erst später der Tempelwächter zur Seite u. s. w. Man kann aber auch verfolgen, wie ihn das Märchenhaft-Idyllische zu dem Stoffe hinzieht. Als *Εἰδύλλιον* bezeichnet er den ersten Act in der frühesten Fassung und der später von ihm selbst als pretiös bezeichnete Titel, der den über dem Werke schwebenden Hauch des Märchenhaft-Romantischen schon von vornherein ausdrücken sollte, scheint sich ihm zuerst in griechischer Fassung aufgedrängt zu haben: *Τὰ τοῦ ἔρωτος καὶ τῆς θαλάσσης κύματα* — „Des Meeres und der Liebe Wellen".

Die Vermeidung jeglichen Effects, die erhabene Einfachheit des griechischen Epos suchte Grillparzer möglichst nachzuahmen, und so ergab sich ihm die Gliederung des Stückes wie von selbst. Das Fest, bei dem sich wie bei Musäus, Hero und Leander zum ersten Male sehen, zugleich das Einkleidungsfest der Priesterin, zu dem, wie schon Enk bemerkte, der Ion des Euripides schöne Züge an die Hand gab, die mit den modernen Motiven christlichen Klosterlebens passend sich vereinigen und so zur tieferen Symbolik verklärt sind, mußte den ersten Act, die Werbung — glücklich ins Freie verlegt — den zweiten ausfüllen. So konnte der dritte allein der großen Liebesscene geweiht sein: einer der herrlichsten, welche die Weltliteratur kennt. Die Balconscene in „Romeo und Julie" hat für den Aufbau das Muster hergegeben. Die zur Sammlung mahnende Rede des Priesters — in einem Paralipomenon zur Hero auch als großartiger Hymnus erhalten — leitet ihn als ernster Accord würdig ein. Der träumerische Psyche-Monolog der Märchenprinzessin führt ihn halb melodramatisch weiter. Und nun vom leisen, echoartigen „Gute Nacht" Leander's, durch alle Stufen der widerstrebenden, zagenden, fürchtenden, leidenschaftlich ausbrechenden Neigung hindurch bis zu jenem frei bekennenden, offenen, naiv treuherzigen „Komm morgen" Hero's und bis zu dem einzigen Kusse, den sie nur gewähren will und den die Lampe nicht sehen soll: eine unwiderstehlich fortreißende Steigerung, von dem Schleier entzückendster Grazie bedeckt, bis zum hingehauchten Flüsterton gedämpft, wie der Dichter es sich vorgenommen hatte: „Die Liebe soll hier allerdings

innere Hindernisse gewaltthätig zu besiegen haben, aber kein brausender Wasserfall: ein Bach, der durch Kiesel schäumt und gleich wieder hell wird", dabei von einer Schlichtheit und holden Einfachheit ohne Gleichen. In einer Fülle von vorliegenden Bearbeitungen schritt der Dichter von geschmückter, bilderreicher Rede immer mehr und mehr vorwärts zum wahrsten und reinsten Naturlaut.

Ohne mit der Kühnheit des 16. Jahrhunderts ein Tagelied gleich dem Shakespeare'schen „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche" auf der Bühne zu wagen, läßt der Dichter den vierten Act erst nach Leander's Abschied beginnen und des Dramatikers schwerstes Probestück setzt ein. Hero, die in sich sichere, feste, kühle Hero der ersten Acte hat das verlorene Gleichgewicht ihres Gefühls wiedergefunden, aber das Gleichgewicht als Weib; sie ist zur sensuellen, dämonischen, weltvergessenen Hero geworden; ihre dumpfe Zerstreutheit und Träumerei muß dargestellt werden; ihr passives, also nach der gewöhnlichen Auffassung undramatisches Wesen; der ganze lange Tag ferner bis zum Abend, bis zum Wiederentzünden der Lampe, muß hingebracht, die Müdigkeit, in die sie der Priester absichtlich versetzt, muß dargestellt werden, und der Zuschauer soll diese Müdigkeit mitfühlen, also wieder ein scheinbar gänzlich undramatisches Problem. Er konnte ein ähnliches Experiment, die Katastrophe durch Müdigkeit und Schlaf herbeiführen, bei Calderon finden; er konnte sich für sein Wagniß auf die Scene in Lope de Vega's „Los tres diamantes" berufen, in welcher der Held des Stückes auf der Flucht seiner wegemüden Geliebten die Geschichte seiner Abstammung und seiner früheren Schicksale erzählt und diese trotz aller Aufmerksamkeit dabei einschläft, beim Erwachen noch den Geliebten zum Fortfahren aufmuntern will und grausam enttäuscht sich allein findet; sprach es doch der Dichter selbst aus, er zweifle, ob das ganze Gebiet der Poesie etwas so Naturwahres und unaussprechlich Süßes aufzuweisen habe als diese Scene: er geht jedoch über seine spanischen Vorbilder hinaus, indem er Wiederholungen und Stockungen dabei nicht scheut. Gerade diesen vierten Act schrieb er eingestandenermaßen mit der meisten Innigkeit, mit dem nächsten Einleben, und wenn er sich später selbst in das Fertige nicht mehr hineinfinden konnte, mehr Skizze als Bild darin sehen wollte, so müssen wir gegen den kalt grübelnden Kunstrichter zu Gunsten des schöpferisch begeisterten Dichters Partei ergreifen. „Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie. Sie gelang nicht!" Diese ungerecht selbstverkleinernden Worte konnte der Dichter nur nach der Aufführung niederschreiben, in

welcher eine Schauspielerin, der nach Laube's zutreffender Charakteristik unter ihren großen Gaben nur gerade diejenige fehlte, welche für die Hero unerläßlich ist: die sinnige Hingabe an die Sinnenwelt, in welcher Julie Rettich das Stück zu einer halben Niederlage gebracht hatte. Wir dürfen nach den besseren Erfahrungen der Folgezeit sagen: die Lösung gelang, und dieser vierte Act bedeutet im vollen Sinne des Wortes eine Erweiterung und Bereicherung der Poesie.

Der letzte Act beschließt im Tempel, was im Tempel begonnen wurde. Hero bekennt vor dem versammelten Volke, was sie früher in sich verborgen und was der Priester noch immer verheimlichen möchte, wahr und rein scheidet sie aus der Welt, mit dem Rufe „Leander!“ haucht sie ihre treue Seele aus. An Plastik und Anschaulichkeit der Gruppenbilder wird dieser Act von keinem der früheren übertroffen. Das Stück klingt leise aus, wie es leise eingeleitet wurde. Es ist die zarteste deutsche Tragödie, die wir besitzen; es giebt, wie Laube dem Dichter schrieb, „in unserer Literatur keine Liebestragödie, welche so schön wäre“. Glaubte ich früher einschränkend behaupten zu müssen, daß das Werk für mich und viele gleichgestimmte Oesterreicher den Höhepunkt der Grillparzer'schen Poesie bedeute, so haben mich zahlreiche zustimmende Aeußerungen seitdem belehrt, daß diese Behauptung ohne Rücksicht auf engere Landsmannschaft verallgemeinert werden dürfe, wie denn auch Gustav Freytag und Eduard v. Hartmann schon in früherer Zeit dieses Stück als die höchste Leistung unseres Dichters begrüßt hatten.

Wie die Schöpfungen jedes wahren Dichters heben sich auch Grillparzer's Dramen von dem Boden des Erlebten, des Thatsächlichen ab; die Charaktereigenschaften, mit denen er seine dichterischen Gestalten ausstattete, waren ihm an den Persönlichkeiten seines Umgangs bekannt geworden. Zu zahlreichen seiner Figuren lassen sich die Modelle nachweisen, die ihm einzelne Züge an die Hand gegeben haben. Die Frauen, die hinter der Sappho und Melitta allenfalls stehen mögen, kann ich nicht nachweisen. Bei dem Aeußeren der Medea schwebte ihm eine bekannte Wiener Schönheit jener Zeit, die Frau des Musikalienhändlers Mechetti, vor. Für die Vornehmheit und den Stolz der Königin Gertrud fand er ein geeignetes Modell in Graf Stadion; als der erste Ansatz zum Charakter der Erny darf vielleicht die Schilderung einer „hübschen E . . .“ angesehen werden, die sein Tagebuch enthält. Wenn Leon in „Weh dem der lügt“ ein so lebendiges Bild eines Gourmands entwirft, so hat Grillparzer hier den alten Grafen Seilern, diesen Feld-

herrn unter den Feinschmeckern verewigt, der allein sich zu nähren verstand, während die Welt um ihn nur essen konnte. Und in demselben oder einem anderen adeligen Kreise ist das Urbild zum Atalus zu suchen, den die Logenbesucher des Burgtheaters nicht mit Unrecht als eine Satire auf den Adel auffaßten. In den Charakter Haman's hat der Dichter einige Züge Metternich's eingewoben, wie Monostatos und die Königin der Nacht in der Satire „Der Zauberflöte zweiter Theil" auf diesen und seinen kaiserlichen Herrn gemünzt sind. So schwebte ihm auch bei einigen Eigenschaften Kaiser Rudolf's im Bruderzwist eingestandenermaßen Kaiser Franz vor, wie beim Erzherzog Matthias daselbst der Erzherzog Johann. Zu Dilla's Vater in einem geplanten durch Händel's Oratorium angeregten „Samson" sollte der Schauspieler Schwarz, zum ingrimmigen Häuptling der Philister in demselben Stücke der verhaßte Hofrath Persa Züge herleihen. Als das Original zum armen Spielmann (in der gleichnamigen Novelle) hat der Dichter selbst einen Geiger bezeichnet, der in Wiener Gasthäusern aufzuspielen pflegte.

Auch die Hero trägt manche porträtähnliche Züge an sich; nur daß Grillparzer in Goethe'scher Weise die Modelle zu mischen pflegte. Die reizende Episode mit der Lampe hat sich so in seinem Liebesverhältniß zu Charlotte von Paumgartten zugetragen; als er sich das Stimmungsbild zum ersten Mal aufzeichnet, fügt er die peinliche Mahnung hinzu: „Studire diesen Charakter genau. Dem Dichter kommt nicht leicht ein interessanterer vor." Die erste Begegnung mit der blitzartig einschlagenden Neigung mahnt an den Beginn seines Verhältnisses zu Katharina Fröhlich. Wer darauf Gewicht legt, daß Hero in ihrer äußeren Lebenslage als eine Art Nonne aufgefaßt ist, mag auf jene Verwandte (Marie von Rizy) hinweisen, der er, als sie ins Kloster ging, die Verse: „An Selene" ins Stammbuch schrieb. Eigentlich aber ist es Marie Daffinger, die Frau des Malers, die er „in aller ihrer damals wirklich himmlischen Schönheit" bei der Conception der Hero immer vor sich sah; er führt darauf zurück, daß er nichts mit größerer Anschaulichkeit gearbeitet habe, als dieses Stück, aber auch, daß das Aeußere, die aufeinander folgenden Tableaux ihm dadurch gewissermaßen die Hauptsache geworden seien.

Diesen ineinander verfließenden Gestalten lieh der Dichter aber sein eigenes träumerisches, sinniges Wesen; seine mimosenhafte Scheu vor der Berührung mit der Außenwelt, seinen Hang zur Einsamkeit, seinen Drang nach Sammlung, seine hohe Auffassung von dem Berufe des Dichters, seine Liebe zur Musik: alles dies lieh er der ihm liebsten

unter seinen poetischen Gestalten. Hero ist Grillparzer selbst in seinen besten und edelsten Stunden, in denen die Inspiration sein Gott gewesen. In der Hero verkörpert sich ihm die Blüthe seiner Jugend, das Ideal des Lebens; sie ist ihm Melitta an Reinheit und Sappho an Größe in einer Person. Mit ihr nimmt er nach den schmerzlichsten Erfahrungen gleichsam Abschied vom Leben und Dichten.

Wie Hero zu Naukleros sagt:

„Komm, läss'ger Freund,
Komm, laß uns gehn mit uns'rer eig'nen Leiche."

So schreibt der Dichter der Hero in sein Tagebuch:

„Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar;
Nachdem man sterben sich gesehen,
Mit seiner eig'nen Leiche gehen."

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der Tag von Solferino.

(24. Juni 1859.)

Zur dreißigjährigen Wiederkehr von Karl Freiherrn v. Binder-Krieglstein.

Es war der Tag der großen Ueberraschungen. Wir Alle, Officiere und Mannschaft, wußten jedoch schon am Morgen des vorangehenden Tages, daß es heute zum Schlagen kommen müsse und werde.

Wir waren auch gefaßt darauf und alles in schönster Ordnung. Unsere Waffen waren geputzt und glänzten im Sonnenscheine, daß es eine Lust war; der Pulverschmutz von Magenta war aus den Gewehren herausgewaschen, die Löcher in den Uniformen geflickt, die kleinen Schrammen vernarbt, so hatten wir am Vortage in der Frühe bei Valeggio den Mincio auf der schönen Pontonbrücke überschritten, fröhlich und guter Dinge.

Bis jetzt waren wir immer zurückgegangen, von nun an mußte es sich ändern, das war beschlossene Sache. Und so zogen wir denn hin, stolz und zuversichtlich unter den feurigen Klängen des Hunyady-marsches, mit welchem uns die Regimentsmusik auf der anderen Seite der Brücke empfing, die Straße auf den westlichen Hängen der Mincio-hügel hinan.

Vor uns zog das vierte Kaiserjäger-Bataillon unter dem Commando eines alten, braven Landsknechts, des Obristlieutenants Baron Steiger, eines Schweizers von Geburt; hinter uns die Brigadebatterie mit polterndem Gerassel, dann die unabsehbare Traincolonne, dann wieder neue Infanteriemassen. Rechts und links, auf allen Wegen und Stegen schlängelten sich, auf anderen Brücken übersetzte Colonnen die sanft ansteigenden Hügel hinan und an unserer Seite klirrte und klap-

perte die der Brigade zugetheilte Escadron Uhlanen im Trabe vorbei, um nach vorwärts und an die Spitze zu gelangen.

Ich stand bei der Brigade Puchner des 5. Armeecorps im 2. Feldbataillon des kaiserlichen 31. Infanterie-Regiments Baron Culoz und war ein blutjunger, langer und magerer Lieutenant.

Es war ein stolzes, prächtiges Regiment, dieses 31., und konnte mit Genugthuung auf eine lange, ruhmvolle Geschichte zurückblicken.

In seinen Reihen flatterten noch dieselben ehrwürdigen Fahnen, unter deren Schatten seine Bataillone bei Aspern Dorf und Kirchhof den Franzosen im neunten Sturme endgültig und für immer entrissen, über Barrikaden von Leichen und Sterbenden vordringend. Dieselben Paniere, welche noch heute in den Händen ihrer Führer wehten, waren es auch, welche im Jahre 1849 über dem letzten kaiserlichen Bollwerke in Ungarn, der Festung Temeswar, trotzig flatterten, als Zeugen, Gefährten und Palladien unbeugsamen Muthes und unerschütterlicher Treue.

Das Regiment war ein siebenbürgisches und aus den vier Nationen des Landes zusammengesetzt. Neben dem hellen, phlegmatischen Sachsen stand der schwarzäugige Walache mit dem römischen Profile; an diesen reihte sich der Szekler, der echte Abkömmling der alten Hunnen, oder der eigentliche Magyare in seiner stolzen, selbstbewußten Haltung mit dem speckgewichsten Schnurrbart.

Zwischen eingesprengt einzelne Zigeuner, an Färbung dunkel wie die Mulatten.

Aber diese ganze Musterkarte von kaiserlichen Kriegern bestand zum guten Theile aus alten, lange dienenden Soldaten. Und alle diese Bursche, die jetzt so einträchtig unter dem schwarzgelben Banner, in seinem Dienste und zu seiner Ehre ihr Blut und Leben dahinzugeben bereit waren, ja zum Theile ihr Blut dafür schon vergossen hatten, waren vor zehn Jahren noch auf einem anderen Felde in erbittertem und erbarmungslosem Kampfe einander gegenübergestanden.

Jetzt trugen sie ihr Gewehr ausgesöhnt in Reih und Glied nebeneinander, der alte Honved als zwangsweise eingestellter Gemeiner neben dem Walachen, der unter dem sogenannten General Janku bei Abrudbanya erbittert gegen ihn gekämpft; neben dem Szekler der Sachse, der von den Thoren von Hermannstadt, vielleicht aus dem Fenster seines Hauses ihm das tödtliche Blei entgegengesendet.

Aber was auch noch an alten Erinnerungen in den alten, wilden Burschen leben mochte, es befreite sich in den melancholischen Gesängen

am nächtlichen Lagerfeuer; angesichts des Feindes und der Gefahr war aller alte Hader vergessen. Da fühlten sie alle sich als Soldaten Eines großen und mächtigen Herrn, als Eines Landes und Eines Reiches Angehörige und Brüder unter dem Schatten und im Banne der schwarzgelben Fahne.

* * *

Wer vermag den Zauber zu erklären, o geheimnißvolle Macht, den du auf das Herz des Mannes und Kriegers übst?!

Mit tausend unsichtbaren Fäden ist das Feldzeichen an die Seelen der Soldaten geknüpft, denen es vor Gott anvertraut ist, vor der Welt und vor der Geschichte. Aus der Hand des sinkenden Trägers übernimmt es eine zweite, eine dritte Hand, hoch über den Leichenhügel seiner treuen Bewahrer flattert das Banner trotzig in den Lüften weiter, ein Schrecken für den Gegner, ein Sammelpunkt für die Freunde, Wegweiser beim Siege, zerfetzt, durchlöchert, rauchgeschwärzt, dennoch Trost und Erhebung im Mißgeschicke für die, welche seine Ehre mit Strömen von Blut bewahrt und mit den Leichen ihrer Kameraden und Brüder ihr Recht daran aufs neue erkauft haben.

Nein! Ein Palladium, in dessen Schatten sich die schwersten Werke der Selbstverleugung und des Selbstvergessens üben, an dessen Seite Hunderte freudig sterben, muß mehr sein, als wie ein Witzling einst behauptet, mehr als blos einige Ellen farbigen Taffets.

* * *

Wir waren also am 23. Juni Morgens von Valeggio aufgebrochen und in einer, sich immer steigernden Gluthhitze fortmarschirt. Gegen Mittag erreichten wir das Felsennest Volta, bekannt durch den erbitterten Kampf im Jahre 1848. Hier wurde kurze Rast gemacht, aber man fand nichts zur Stärkung vor. In den unfreundlichen Mienen der Einwohner konnte man lesen, wie sie jenen Kampf und die Niederlage ihrer Landsleute noch nicht verwunden hatten, und wie alle ihre Wünsche und Hoffnungen im Lager des Gegners waren.

Nach kurzem Aufenthalte ertönten wieder die Signale; die Bataillone nahmen die Waffen auf und nun begannen die Colonnen sich in dem kahlen Hügellande auf und ab über Rücken und durch Hohlwege in langen Schlangenlinien westwärts fortzuwinden.

Rechts und links, soweit das Auge reichte parallel mit unserer Richtung sah man lange und dichte Staubschleier über den Boden

wallen, Beweis, daß große Truppenmassen nach einer Richtung in Bewegung waren und in zahlreichen Strömen in das feindliche Gebiet hineinflutheten.

Ab und zu trug der Windstoß den schwachen Widerhall der Trommeln, oder abgerissene Bruchstücke eines lustigen Marsches an unser Ohr, manchmal wieder sahen wir über einen fernen Hügelkamm eine glitzernde Schlange in langsamer Wellenbewegung gleiten, bis uns, in einen Hohlweg eintretend, Töne und Bilder entschwanden und uns nur mehr die Oede afrikanischer Gluth und afrikanischen Staubes umgab. In unseren Reihen waren Munterkeit und froher Muth noch nicht erstorben, dennoch begrüßten wir freudig die längeren Schatten, welche die Gelände an unserer Seite und die einzelnen, trockenen und verstaubten Bäume darauf zu bilden begannen und freuten uns im Stillen, als wir, nach stunden- und stundenlanger Wanderung durch eine Straße zwischen zwei ansehnlichen Hügelkuppen uns hinaufwindend, plötzlich von den Schatten des hereinbrechenden Abends begrüßt, auf eine geräumige, terassenartige Hochfläche hinaustraten, die ringsum abfallenden Hügel zu unseren Füßen.

Hier wurde endlich Halt gemacht.

Die Bataillone der Brigade wurden längs des Randes der Fläche oder auf dieser selbst vertheilt. Jeder Abtheilung wurde ihr Lagerplatz angewiesen, die Vorposten ausgestellt, von der Truppe die Waffen zusammengesetzt, die Mannschaften zur Fleisch- und Brotfassung beordert und alles Uebrige konnte sich nun der Ruhe hingeben.

Bald flammten die Lagerfeuer unter den Kesseln und sendeten ihren blauen Rauch in die Lüfte, wo er sich mit den leichten Nebelschleiern des hereinbrechenden Abends zu vermischen begann.

Welch ein Abend! Welche Gluth, welche Pracht, welcher Frieden in Gottes Natur, die selbst in diesem kahlen Italien noch schön ist!

Hinter und seitwärts unserer Terrasse bauten sich zwei bedeutende Hügel auf, kahl wie das Haupt eines Mathematikers, baar jeder Vegetation in der oberen Hälfte, eine Gruppe von Cypressen ausgenommen, welche die Kuppe in unserm Rücken, den sogenannten und berühmten Cypressenhügel krönten.

O! Cypresse, du wunderlicher Baum! dich hat der Allmächtige wohl nur in einer heiteren Laune geschaffen, um zu zeigen wie ein Baum nicht ausschauen soll. Von der Ferne besehen gleichst du einem zugeklappten Regenschirm, von der Nähe einem riesigen Besen; und wenn du so einsam auf der Spitze eines einsamen Hügels frech und

langweilig einen dummen, schwarzen Strich auf den blauen Hintergrund ziehst und die Natur verschändest, kann man nur in dem Zweifel sein, ob dich hier ein reisender, langweiliger Engländer vergessen, oder, ob dich eine fossile Stallmagd zum Auslüften hergestellt hat.

Lang, dünn und aufdringlich wie deine Verwandte, die Pyramidenpappel, fehlt dir selbst noch das wenige Gute, was jene besitzt, die Farbe des Laubes und das zarte Rauschen in den Zweigen, welches doch einigermaßen mit der übrigen Mißgestalt aussöhnt.

Noch einmal, welch ein Abend, als ich dahier stand und in die Runde blickte!

Neben der Schlucht, durch welche wir heraufgeklommen, zu unserer Rechten, gegen Norden erhob sich ein zweiter, massiver Hügel, von einer Kirche, einer diese umschließenden Mauer, einem festgefügten Gebäude, dem Castelle von Solferino und einem alten viereckigen, flachen Thurme aus der Feudalzeit, der sogenannten Spia d'Italia gekrönt, Orte, die morgen Zeugen der heroischesten Anstrengungen werden sollten.

Zu unseren Füßen fielen die Hänge in ein schmales Thal ab, an dessen westlichem Rande uns gegenüber die Höhen sich wieder dichter und überragend aufzubauen begannen. Rechts gegen Norden fielen die Hügel wieder ab und verschwammen in ein wellenförmiges Terrassenland, welches sich von San Martino an gegen Peschiera und den Gardasee zu allmählich abflachte.

Hinter dieser großen Einsenkung erhob sich in blauer Ferne der mächtige Stock des Monte Baldo, neben und hinter demselben die Bergzüge und Firnspitzen des südlichen Tirols, überhaucht von rosigviolettem Duftrauche.

Sinnend wendete ich die Blicke in die Runde und da verlor sich das Auge über die schroffen Gelände in meiner Nähe hinweg auf die abfallenden Wellenkämme des Terrains, bis sich südwärts das schmale Thal, welches zu unsern Füßen begann, in die endlose norditalische Ebene mit der Heide von Medole öffnete.

Auf dieser Heide lagerte noch der volle, schimmernde Glanz des italienischen Abendhimmels. Ein goldener Nebelschleier ragte über der unbegrenzten Ebene, deren fernste Contouren sich in einen unfaßbaren, wogenden Streifen graugoldigen Duftes verloren.

Geblendet vom wallenden Schimmer suchte das Auge vergebens nach einem Ruhepunkte. Ein fortwährendes mildes Flimmern, wie von sanfter Gluth ausstrahlend, vermischte und verwischte Licht und Schatten

zu einem gleichmäßig und sanft fluthenden, goldigen Duftmeere. Lange stand ich so und schaute in die verschwimmende Ferne, als sich plötzlich von der auslaufenden Hügellände weit draußen in der Ebene mehrere leichte Schatten in vierkantigen Umrissen abzuheben und langsam wie eine Erscheinung in die goldig bestrahlte Fläche hinauszuschieben begannen.

Vor und hinter den Schatten zogen sich einige dünne, schlängelnde Linien, anzusehen wie Nebelfäden. So sah ich sie geraume Zeit, dem Auge kaum wahrnehmbar vorwärts schweben, bis endlich der goldige Schimmer auch hier sich mit violetten, dann bläulichen Tinten mischte und endlich Alles, Hügel und Heide und Luft sich in die dunkelnden Schleier des Abendduftes zu hüllen begann.

Da flammte plötzlich aus der Ebene, wo ich vorher die Schatten gesehen, ein schwacher Blitz auf und nach einer Minute rollte ein matter Donner durch die Hügel und Bergketten aus der dämmernden Ebene herauf.

Die Brigade, welche sich eben in die Heide vorgeschoben, mußte auf Vortruppen des Feindes gestoßen sein. Mittlerweile wurde es auch im Lager um mich herum lebendig. Die Leute hatten genügend gerastet, die Kessel lange genug gesotten und die Soldaten gingen daran, ihre Abendmahlzeit zu halten, die für so viele die letzte Mahlzeit werden sollte.

Geschäftig eilten die Leute an die Theilung des zähen Fleisches, welches noch warm und zuckend in die Kessel gekommen war und mit dem harten Reis gemengt gute Magen und noch bessere Zähne zur Verarbeitung erforderte. Ich selbst hatte mir die Zunge des Bataillonsochsen erobert und hielt daran mein bescheidenes Mahl, den Rest, der mir in der That während der nächsten vierundzwanzig Stunden die einzige Nahrung werden sollte, wohlweislich aufbewahrend. Lustig flammten die Lagerfeuer in der Runde inmitten der Kreise von Kriegern, die nach schnell beendetem Mahle sich theils der Ruhe hingaben, theils noch einmal ihre Waffen zur Hand nahmen, an ihnen putzten und glätteten und sie für den morgenden Tag in Stand setzten, denn wir alle wußten, daß wir hier morgen einen ernsten, vielleicht entscheidenden Kampf auszukämpfen haben würden.

Dann wieder traten wir vier Compagnie-Officiere zusammen, besprachen die Wahrscheinlichkeiten des nächsten Tages, hörten die Meldungen einzelner Unterofficiere über allerlei Angelegenheiten und verfügten uns dann wieder auf Befehl unseres Hauptmannes Doleisch

zu unseren Abtheilungen, um die Leute zum Ausruhen und Sammeln der Kräfte zu ermahnen.

Es war in der That viel verlangt von Männern, welche wußten, daß sie am nächsten Morgen einem blutigen Kampfe entgegengingen, sie möchten sich zu friedlichem Schlafe auf den harten Boden hinstrecken.

So hörten wir denn ruhig zu, als die alten Burschen um die verglimmenden Feuer gelagert die Geschichten von ihrem General Janku und ihrem General Bem erzählten und vom braven Dragos und noch vielen Anderen, bis einer seinen melancholischen in Molltönen rhythmisch aushallenden Gesang anstimmte.

Und da war auch gleich ein Zigeuner zur Hand mit seiner Fiedel die er wohlgeborgen unter dem Tornister aus dem fernen Siebenbürgen mitgeschmuggelt hatte. Jetzt fuhr er mit breitgezogenen Strichen über das Holz, mit klagenden Tönen, in welche die ganze Runde leise tremolirend einfiel, um sie in einem lange gehaltenen, wehmüthigen Accord ausklingen zu lassen.

Noch waren die Tonwellen nicht verhallt, als der Bogen des braunen Burschen wieder über die Saiten zu ziehen begann. Voll und breit, langsam und in schweren Doppelgriffen anhebend, führte er seine Striche.

Aber schon nach den ersten Takten war die ganze Runde aufgesprungen, sie alle kannten den Rhythmus nur zu gut. Strammer reckten sich die Gestalten, feurig begannen die Augen zu blitzen, klappernd schlugen die Absätze der Schuhe aneinander und in wiegendem Tacte fingen ihre Körper zu schwingen an, als der Mischka von den vollen Strichen zu knapperen Noten übergehend, plötzlich seinen Bogen im rasenden Tempo eines Czárdás über die klingenden, wirbelnden und jauchzenden Saiten hüpfen ließ.

Hei! Welche Lust in den wilden Burschen! Vergessen war alle bisherige Gefahr und Mühseligkeit, vergessen alle kommende Mühseligkeit und Gefahr.

Die Körper in den Hüften wiegend, die Beine in blitzschnell wechselnder Bewegung anmuthig abbiegend, streckend, zusammenschlagend, die Arme in die Seiten gestemmt oder schwingend erhoben, den Kopf in ausdrucksvoller Haltung jetzt unter dem hochgebogenen Arme senkend, jetzt keck emporwerfend, so wirbelten diese alten Soldaten um das verglimmende Feuer und den braunen Burschen, der inmitten des Kreises im schönsten Rembrandt'schen Halbdunkel dastand und mit unbeschreib-

lichem Feuer seiner armseligen Fidel Töne der verführerischesten Lust zu entlocken wußte.

Und nicht die Magyaren allein, auch die Walachen drehten sich, bezwungen von den wilden Klängen in der Runde und selbst ein paar ernste, langweilige Sachsen, sonst Feinde jedes zwecklosen Thuns, konnten dieser Versuchung nicht widerstehen.

Aber allmählich verglommen die Kohlenreste der Lagerfeuer, höher stiegen und heller flimmerten die Sterngruppen am nächtlichen Himmel, kühl begannen die Nachtwinde von der Poebene herauf zu ziehen und langsam schlich einer der Tänzer nach dem anderen aus dem Kreise, um der kurzen Nacht noch ein paar Stunden der Ruhe abzugewinnen. Ganz zuletzt Viola, der alte Honvéd, und Bolond Mischka, der Zigeuner. Auch ich schlich mich jetzt fort und sah mich nach einem Plätzchen um, wo ich inmitten meiner Soldaten, den Kopf auf einem Tornister, den Leib auf der blanken Erde, bedeckt mit meinem Mantel, bald in einen Schlaf versunken war, wie ihn nur die sorglose und glückliche Jugend zu schlafen vermag.

* * *

Es ist doch ein Sonderbares um unsere Träume. In secundenlanger Zeitspanne ziehen manchmal Reihen von Bildern und Ereignissen vor der dämmernden Seele vorüber, die zu ihrer zeitlichen Abwickelung oft Stunden, selbst Tage erfordern würden.

Ja selbst in dem unmeßbaren Zeitatome zwischer tiefem Schlafe und plötzlichem, durch äußeren Anstoß hervorgerufenem Erwachen geschieht es oft, daß sich Vorfälle von Stundendauer mit Blitzesschnelle vor unserem traumbefangenen Gehirn abspinnen, erzeugt durch eben diesen äußeren Anstoß, der hier unserer Seele zugleich Ursache und körperliche Fortsetzung des Traumes wird, dergestalt an diesen unvermittelt das thatsächliche Ereigniß anknüpfend.

So hatte ich mich denn auf meinem harten Lager in die Akademie zurückgeträumt an jenen Tag, für welchen der Besuch des Kaisers mit dem Könige von Bayern angekündet war. Ein Hornsignal sollte uns zum Sammeln und zur Aufstellung in den Hof rufen. Wir Alle waren in fieberhafter Spannung und putzten vom Frühmorgen an unseren Monturen mit wahnsinnigem Eifer herum. Ein fortwährendes Laufen auf den Corridoren, Zimmer aus und ein, ein fortwährendes Gehen und Kommen von Vorgesetzten, Controliren, Mahnen und Drohungen der furchtbarsten Art, und unaufhaltsam rückte der Zeiger an der Uhr

vor. Es war nicht zum Fertigwerden. War hier ein Knopf angenäht, riß dort ein anderer herunter; beim Anheften der Halsstreifen brachen alle Nadeln ab, das Putzzeug war verlegt, Alles war eben im besten Zanken und Streiten begriffen, da Einer den Anderen beschuldigte, als plötzlich das Hornsignal zum Sammeln wie die Posaune des Gerichts an unsere Ohren klang.

Verzweifelnd sprang ich zur Saalthüre hinaus und . . . . . stand auf der Terrasse unter dem Cypressenhügel im Morgendunkel, die Augen reibend und erstaunt um mich blickend.

Und noch einmal und wieder erklang die Tagwache aus den Signalhörnern im Umkreise und überall, aus allen Thälern und Schluchten zu unserer Rechten und Linken antworteten, wie ein hundertfältiges Echo, nahe, fernere, ganz ganz ferne Hörner in leisem, immer schwächerem Widerhall ersterbend.

Noch waren die Töne nicht verklungen, als plötzlich weit, weit von Westen her, noch aus der purpurnen Dämmerung der vorgelagerten Hügelketten herüber der leichte Morgenwind leise, aber dabei kecke und frische Signale dahertrug von ganz anderer Tonfarbe, fremd im Takte und Noten.

Das war von Castiglione und Montechiari her, wo die Franzosen lagerten; auch dort wurde Tagwache geblasen, und wie eine kecke Herausforderung schwangen sich die Töne über die Hügelkämme zu uns herüber.

Es war kurz nach drei Uhr des Morgens; tiefe Dämmerung lag noch in den Thälern und den gegen die große Ebene südwärts abfallenden und zustrebenden Parallelschluchten, über allen Senkungen schwammen leichte Nebelschwaden und zerflatterten in der Höhe, der matt grünlich gefärbten Kuppel des Himmelsgewölbes zuschwebend. Ueber der endlos gedehnten, goldigen Ebene von gestern Abend braute ein leichter, bleicher Duftschleier, von der heranbrechenden Morgenröthe mit einzelnen, helleren Lichtstreifen durchzogen, zwischen welche sich wieder die tiefen Schattenkegel der östlich gelagerten Hügelreihen weit hineinschoben.

Nun begann es auch im Lager rund herum lebendig zu werden.

Ohne Zweifel war beschlossen, den Vormarsch an diesem Tage baldmöglichst fortzusetzen und so wurden denn wie am Vorabende Mannschaften zu den Proviantcolonnen behufs Herbeischaffung der Lebensmittel beordert, um das Geschäft des Abkochens schleunigst beginnen zu können.

So prasselten denn auch in einer Viertelstunde wieder die Feuer unter den Kesseln, von allen Seiten ertönte der Lärm geschäftigen Treibens, die Monturen wurden in Stand gesetzt, hier in einer kleinen Grube hantirte ein halbes Dutzend Compagnieschuster, flickte, stopfte und klopfte, daß es eine Lust war und bekam immer wieder neue Arbeit; dort schwangen die Köche ihre Löffel aus einem Holzscheit gespalten, rührten damit das zähe Fleisch und den ewigen Reis in den Kesseln und schürten die lustigen Feuer.

Wieder andere Mannschaft oblag dem schwierigen und höchst wichtigen Geschäfte des Mantelrollens und unser Freund Viola stand vor dem an der Gewehrpyramide aufgehängten, thalergroßen Spiegel und wichste in der Morgendämmerung seinen schönen, schwarzen Schnurrbart mit einem Gemenge von Schuhwichs und Speck. So war allmählich die Morgenröthe heraufgezogen und hinter ihr sendete schon die Sonne, siegreich und strahlend hervorbrechend, einzelne blendend glitzernde Pfeile hinaus in das wogende Duftmeer auf der Heide und beleckte und vergoldete schon die Spitzen und Kämme herum in der Runde.

Ungeduldig schauten viele Augen nach den brodelnden Kesseln und der warmen, wenngleich zähen Speise. Ungeduldig, doch auch mit banger Ahnung. Denn wie so manchesmal schon in diesem Feldzuge mußten die halbgaren Kessel umgestürzt, der Marsch mit leerem Magen angetreten werden und wir mußten uns mit dem Geruche des Bratens begnügen.

Aber heute nicht; nein, heute nicht! Schon werden die Leute zum Ausfassen der Menage beordert, schon werden die Blechschalen und Löffel hervorgesucht, schon thut so Mancher einen vorbereitenden Schluck aus seiner Flasche und kaut ein Stück breccienartigen Zwieback dazu, als mit einem Male . . . Piff . . . paff . . . zwei Schüsse, schwach wie das Knallen von Champagnerstoppeln, und gleich darauf ein kurzes, leises Knattern aus der Hügelreihe im Westen zu uns heraufschallt.

Alles steht und lauscht aufmerksam. Nein! Es muß Täuschung sein. Vielleicht ist einem oder mehreren Soldaten das Gewehr zufällig losgegangen, vielleicht blinder Lärm. Eine Stunde später, meinetwegen; aber jetzt, es wäre zu grausam.

Alles lauscht. Da, piff . . . paff . . . und diesmal wieder ein stärkeres, zugleich andauerndes Geknatter und Geprassel. Und während wir noch horchen und in der Richtung der Schüsse suchen, rollt plötzlich aus der fernen Ebene weit unten der erste, schwache Donner zu uns herauf.

Da giebt es kein Fragen mehr. Zugleich kommt der Befehl für die Bataillone, augenblicklich unter die Waffen zu treten. So werden denn die Kessel mit ihrem Inhalte umgestoßen; unter bedauernden Blicken rinnt und kollert der ewige Reis und das zähe Fleisch dahin, Hornsignale und Trommeln erklingen von allen Seiten und in Zeit von einigen Minuten stehen die Bataillone unter den aufgenommenen Waffen, dem Lärm des beginnenden Kampfes lauschend.

Es war kein Zweifel mehr gestattet. Die verbündete Armee und wir trafen uns unvermuthet bei unserem gegenseitigen Vormarsche ungefähr in der Mitte des Weges.

Es mag halb fünf Uhr gewesen sein, als die ersten Schüsse fielen. Sie kamen vom vierten Kaiserjäger-Bataillon, welches rechts von uns, näher der Thalsohle und vorwärts gelagert hatte, und dessen Vorposten zuerst der vordringenden Feinde ansichtig wurden.

Für einen Augenblick war Todtenstille und man hörte den Morgenwind in den Blättern der wenigen Bäume säuseln. Dann aber, nach kurzer Unterbrechung, begann das Geknatter von neuem, setzte sich auf- und abwärts fort, verstärkte sich und verschwamm endlich in einem allgemeinen Prasseln, aus welchem einzelne Schüsse kaum mehr unterschieden werden konnten. Es ist überhaupt etwas Eigenthümliches und entschieden Ueberraschendes um den Lärm einer geordneten Schlacht. Als wir vor etwas mehr als vier Wochen auf dem Marsche gegen Montebello nach Casatisma gekommen waren, hörten wir aus der fernen Thalsenkung, in welcher Montebello liegt, ein leichtes Geräusch heraufschallen, welches die überraschendste Aehnlichkeit mit dem Lärm hatte, den eine große Treiberkette auf der Jagd mit ihren Ratschen oder Knarren, aus der Ferne vernommen, hervorbringt.

Zwischenhinein ein dumpfes Sausen und Rauschen. Das erstere ist, wie ich mich später zur Genüge überzeugen konnte, das ununterbrochene Knattern des Kleingewehrfeuers, aus welchem nicht die kleinste Pause abzuhören ist, letzteres die Geschützschläge und das Sausen der Kugeln. Auch jene begannen jetzt vereinzelt aus der Ebene dumpf heraufzuschallen; es war klar, wir hatten die ganze überlegene Macht des Gegners vor uns, bereit, unsere Stellungen von allen Seiten anzugreifen.

So flogen denn auch die Befehle nach allen Richtungen und das Regiment erhielt den Auftrag, die Stellungen am Fuße und auf den Lehnen des Cypressenhügels, sowie die Abhänge und Schluchten ringsumher zu besetzen und zu halten.

Rechts und links marschirten die Bataillone ab und breiteten sich an den Hängen und gegen die Thalsohle hinab aus, starke Plänklerschwärme vorgezogen, den Rest der Compagnien in entsprechender Entfernung aufgestellt. Mein Bataillon wurde auf der Terrasse belassen. Jetzt klirrte auch die Uhlanen-Escadron neben unserer Colonne hinab gegen die Thalsohle zu in langer Einzelreihe den steinigen, ziemlich steilen Weg hinabklimmend, während zugleich auf derselben Straße, welche uns gestern heraufgeleitet, zwei sechspfündige Geschütze daherrasselten, an uns vorbei und bis an den Rand der Terrasse, auf welcher wir unsere Aufstellung bekommen hatten, vorpolterten.

Laut jubelten die Kanoniere auf ihren Geschützen als sie vorbeifuhren, und als ihrer Bedeckung zu; mit grünen Reisern waren ihre Hüte geschmückt, ihre Gesichter strahlten von Muth und froher Zuversicht. Mit hastigem Eifer gingen sie daran, ihre Geschütze am Rande der Abdachung, ungefähr hundert Schritte vor unserer Front, abzuprotzen und aufzustellen, dann wurde die Bespannung zurückgeschickt hinter den schützenden Hügel; sie dachten gar nicht daran, dieselbe heute noch zu gebrauchen, wenigstens zum Retiriren nicht.

Während dieser vorbereitenden Handlungen hatte sich das Gefecht im Thale und auf den Höhen vor uns immer stärker zu entwickeln begonnen.

Näher und näher scholl das fortrollende Geknatter und Geprassel, von allen Seiten brauste das Grollen der Geschütze herauf, bald zu einem ununterbrochenen Donnerrollen zusammenhallend.

Uns gegenüber, auf den abfallenden Hügeln und Kämmen zwischen den Maulbeer- und Baumgruppen flogen unaufhörlich ganze Zeilen kleiner, scharfer Rauchballen auf, aus der Thalsohle zu unseren Füßen schwebten Schwaden von Rauchwirbeln flatternd in die Höhe, mengten sich mit jenen und zogen dann, geschoben von einem leichten Winde, als lange Nebelstreifen das Thal hinab, um in dem Dunstmeere einzutauchen und zu zerfließen, in welches der immer heftiger entbrennende Kampf die weite Ebene schon einzuhüllen begonnen hatte.

Auch sah man jetzt auf den gegenüberliegenden, von der höher steigenden Sonne hell beschienenen Hügeln und Kämmen einzelne Tirailleurs, dann wieder kleine Trupps auftauchen, vorwärts eilen zur Deckung hinter die Baum- und Gebüschgruppen, wieder zurücklaufen, dann wieder vorwärts streben in immer wechselndem Angriff und Rückzug, im hinhaltenden Gefechte und in Erwartung der Verstärkungen, die von allen Seiten mit fieberhafter Eile heranstrebten. Indeß war unsere Betheili-

gung am Kampfe noch keine active gewesen, auch die Geschütze vor unserer Front hatten ihren ehernen Mund noch nicht aufgethan. Am Abhange der Hügel schossen sich die Tirailleurs miteinander herum, einzelne Verwundete wurden wohl schon zurückgebracht, aber im Kerne der Stellung, auf dem Castell und dem Cypressenhügel, herrschte noch beschauliche und imposante Ruhe.

Aber nicht für lange mehr.

Es dürfte gegen 8 Uhr Morgens gewesen sein, hell bestrahlt von der herrlichen Sonne lagen die westlich vorgelagerten Hügelreihen vor unseren Augen, wie glänzende Flächen schimmerten die Abhänge zu uns herüber, als plötzlich auf den letzten Hügelkämmen etwas emporzuwachsen schien. Nach der ganzen Breite des Saumes einzelner Höhen erhoben sich urplötzlich bewegliche Wände und begannen in ununterbrochener Folge über die kahlen Halden herabzufluthen. Wie mächtige Blutströme über gewelltes Blech herabschaukeln würden, so sah man endlose feindliche Colonnen in wogender Bewegung über die Hänge herabfließen, weithin leuchtend in ihren rothen Beinkleidern und glitzernd und flimmernd in ihrem Waffenschmucke. Fort und fort wälzten sich die Bataillone des ersten Corps, Baraguay d'Hilliers und der kaiserlichen Garde herüber, schier endlos, und noch hatten die letzten die Kämme nicht überschritten, als die ersten auch den Schall ihrer Gewehre mit dem ihrer schon kämpfenden Genossen zu mischen begannen. Jetzt war auch für uns die Zeit der Ruhe vorüber. Nicht lange noch waren die Spitzen der feindlichen Colonnen in die Schatten der nächsten Hügelketten eingetaucht, als der Angriff und das Feuer mit gesteigerter Heftigkeit begann. Von allen Seiten versuchten die Franzosen der Thalsohle zuzudrängen unter dem Schutze und Vorauftritt dichter Plänklerschwärme. Das Feuergefecht zu unseren Füßen hatte unverändert fortgedauert; jetzt fing es an, sich zu steigern und mit infernalischem Getöse den Thalgrund zu füllen, aufwärts bis in die Nähe des Gardasees, abwärts bis in die endlose Ebene westwärts von Mantua. Dichte Dampfschleier lagerten über der Gegend und unter dem Sausen und Grollen des Geschützdonners bebten und schwankten die Luftschichten.

Mein Bataillon war bisher ruhig, Gewehr bei Fuß, dagestanden, seiner Verwendung harrend. Da ließ sich neben uns einzelnes, unterdrücktes Stöhnen hören, hie und da begann ein Mann im Gliede zu wanken und umzusinken, oder verließ, auf sein Gewehr gestützt, die Reihen. Wir waren schon zur Zielscheibe für die feindlichen Tirailleurs geworden. Da befahl der Commandant, es solle sich das ganze

Bataillon zu Boden legen, um nutzlose Verluste zu vermeiden und so geschah es.

Nur wir Offiziere traten vor der Front zusammen und blieben beobachtend oder im Gespräche stehen, jede Deckung verschmähend und auf diese Art der Mannschaft mit dem Beispiele gleichmüthiger und verachtender Ruhe vorangehend.

Uns schloß sich auch der Fahnenführer des Bataillons an, ich glaube, er hieß Binder und war Sachse von Geburt. Dieser, ein alter Schnauzbart, hielt das Feldzeichen aufrecht und stolz in seinen Händen und wies alle Mahnungen der Officiere, sich gleich der übrigen Mannschaft zu decken, mit Entrüstung zurück.

Noch waren unsere zwei Geschütze stumm geblieben, obwohl bereit und gerüstet, als sich plötzlich von den vorgelagerten Abhängen, im Thalgrunde und von den nahe gegenüberliegenden Hügellehnen her das Geknatter zu verstärken schien und Lärm, Geschrei und anfeuernde Hornsignale an unser Ohr drangen.

Noch wußten wir nicht recht, was das zu bedeuten habe, als wir die Stimme des, die zwei Kanonen befehligenden Oberfeuerwerkers mit dem poetischen Namen Fidelschuster erschallen hörten, wie er den kurzen Befehl ertheilte, mit Kartätschen zu laden.

Dieser Unterofficier, einer der vielen ungenannten Helden, an denen die österreichische Artillerie von jeher so reich ist, that bis zum letzten Augenblicke, wie wir sehen werden, seine schwere Pflicht.

Er sah die dichten, massigen Plänklerschwärme des Feindes, gefolgt von geschlossenen Colonnen in den Thalgrund herabdringen und zum Angriff auf unsere Bataillone schreiten und noch war sein Commando nicht recht verhallt, als auch schon der erste Donner aus seinen Geschützen über die Köpfe der tiefer kämpfenden Kameraden hinüberrollte und der eiserne Hagel in die Reihen der vordringenden Feinde hineinprasselte.

Und fort und fort donnerten die Kanonen in den Thalgrund hinab und dann, als sich die gegenüberliegenden Abhänge roth zu färben begannen, von den Massen der zurückeilenden Feinde, auf diese hinüber, bis der Sturm abgeschlagen, die Angreifer verschwunden waren und nur eine namhafte Anzahl rother und dunkler Flecke auf den Hängen als Zeugen des eben stattgehabten Kampfes regungslos zurückblieb. Freudestrahlend rieb sich der Feuerwerker die Hände, als er, in der Gefechtspause zu uns zurücktretend, von der gelungenen Abwehr erzählte und unsere Glückwünsche empfing, und mit hoher Befriedigung

führte er schmunzelnd das Fläschchen mit Branntwein an die Lippen, das er für alle Fälle bei sich trug.

Aber wenn auch der Kampf unmittelbar vor uns jetzt eine Pause machte, so dauerte derselbe auf- und abwärts mit unverminderter Kraft fort. Rechts vorwärts von uns hielten die Kaiserjäger ihre Stellung mit unerschütterlichem Muthe unter den schwersten Opfern, die Hänge vor ihrer Fronte mit rothen Hosen besäend; links abwärts tobte unter den Schleiern des Pulverdampfes der mörderische Wechselkampf von Angriff und Abwehr und weit in der sonnigen Ebene draußen sah man zwischen den Schwaden des Geschütznebels undeutliche Schattenbilder hin- und herwogen, einen Augenblick im Sonnenstrahl aufblitzen, dann wieder verschwinden und über der ganzen weiten Gegend lagerte ein ununterbrochenes, donnerndes Rollen, das die Erde erbeben machte.

Mein Bataillon hatte bisher wenig gelitten in seiner geschützten Lage, nur wenige Mannschaft war getroffen worden, wir Officiere waren noch ohne Verlust, trotz der ungedeckten Stellung und trotzdem es ab und zu häufig an unseren Ohren scharf vorbeizischte. Da begannen die Gegenhänge sich von neuem zu beleben, die Feinde drangen von neuem dem Thalgrunde zu und das Knattern und Geprassel erhob sich mit größerer Heftigkeit als vorher.

Da sahen wir plötzlich auf einem Hügelkamme gegenüber, vielleicht 700 bis 800 Schritte entfernt, ein glitzerndes Gewimmel auftauchen, eine drängende und wogende Masse von Menschen und Pferden, Fahrzeugen und Reitern in glänzendem und gleißendem Flimmern und Gefunkel. Aber auch unserem braven Feuerwerker war das nicht entgangen. In fieberhafter Hast sah ich ihn befehlen und richten und noch war die Masse gegenüber im Aufmarsche und Ordnen begriffen, als der erste Donner aus unseren Geschützen hinüberrollte und die erste Kugel mitten in die auffahrenden Batterien hineinschmetterte.

Vorsprang da der Commandant und als er durch den zerfließenden Rauchschleier die Verwirrung und Verwüstung sah, welche er angerichtet, schwang er, laut jubelnd, seinen Czako.

Denn wie der Blitz war das Geschoß in die feindliche Batterie hineingefahren. Selbst wir sahen deutlich die Verwirrung bei den Feinden, das Stürzen von Pferden und Menschen, das Uebereinanderkollern und Zusammenbrechen von Fahrzeugen, als nun jetzt von unseren paar armseligen Geschützen Schuß auf Schuß mit kaltblütiger Ruhe in die feindliche Masse hineingeschleudert wurde. Aber unsere Artillerie war doch zu schwach. Mit drohenden Massen belebten sich die Kämme drüben,

und noch war kein halbes Dutzend unserer Schüsse verhallt, als plötzlich dichte, weiße Rauchballen gegenüber aufquollen und die ersten Granaten aus den gezogenen Kanonen über unsere Köpfe in tiefem Baß hinübersurrten und sich in der Hügellehne in unserem Rücken einbohrten.

Bald aber hatte die feindliche Artillerie ihr Ziel mit größerer Genauigkeit gefaßt; in Kurzem hatten sich die gegenüberliegenden Hügelkämme in einen unabsehbaren qualmenden Krater verwandelt und die neuartigen Geschosse schlugen bald in immer steigender Zahl sowohl in die vorwärts kämpfenden Bataillone, in den Geschützzug vor unserer Front, als in die links anschließenden Brigaden und auf dem Castelle mit unheimlichem Schnurren und kurzem, scharfem Krach hinein. Es war die große Gardebatterie, welche mit ihrem überlegenen Feuer die Entscheidung vorbereiten sollte. Aber unerschüttert hielten unsere Bataillone ihre Stellungen, ohne einen Schritt zurück zu thun, freilich auch ohne einen Schritt nach vorwärts, der jetzt vielleicht noch von Erfolg begleitet gewesen wäre, zu welchem jedoch jeder Befehl mangelte.

Unerschüttert hielten auch unsere paar armseligen Geschütze ihre Position, unablässig feuernd und jeden Treffer mit lautem Jubel begleitend, trotz der eigenen schweren Verluste.

Schon Mancher der Tapferen lag neben seinem Geschütze auf dem heißen Boden und eben jetzt hörte ich durch den leichten Pulverdampf ein dumpfes Stöhnen näher kommen und sah, aus jenem auftauchend, einen Kanonier daherwanken, den linken Arm sammt der Schulter abgerissen, die linke Seite bis zu den Füßen hinab eine blutüberströmte Fläche.

So schwankte der Arme, immer leiser röchelnd, bis auf zwanzig Schritte vor unsere Front und kollerte dann in eine kleine Bodenvertiefung neben einen Maulbeerbaum, wo er auch sein einsames Grab gefunden haben mag.

Es mochte ungefähr 10 Uhr geworden sein, als von den gegenüberliegenden Hängen abermals starke Massen in die Thalsohle hinabzufluthen begannen. Unter ohrenbetäubendem Geprassel und Geschrei, unter fortwährendem Klingen und Schmettern der Trompeten schritten sie von neuem zum Angriff unter dem Schutze ihrer übermächtigen Artillerie.

Da wurde auch mein Bataillon in die Feuerlinie gezogen, nur ich erhielt mit einer halben Compagnie den Befehl, als Unterstützung und Bedeckung hinter der Kette und den Geschützen zu bleiben.

Diesen selbst begann es schon an Munition zu mangeln, und so wurde denn ein Mann zur Herbeiholung derselben abgeschickt, indeß die braven Kanoniere ihre letzten Kugeln in die feindlichen Batterien hineinschleuderten. Mächtiger begannen die feindlichen Schwärme und Sturmsäulen vorzudringen, in starken Massen erneuerten sie den Angriff auf unsere erschöpften Bataillone, verzweifelnd standen die Kanoniere bei ihren wehrlosen Geschützen, als endlich die Munitionskarren hinter uns auftauchten und über die Terrasse daherrasselten.

Der erste Karren rollte gerade knapp an uns vorbei nach vorwärts, als in unmittelbarer Nähe ein schmetternder, scharfer Schlag krachte, gefolgt vom Lärm eines heillosen Tumults. Eine Granate war mitten zwischen die Bespannung hineingefahren und geplatzt. Hochauf bäumten sich die Pferde bis zum Ueberschlagen, rissen und zerrten wie sinnlos an den Strängen nach allen Richtungen, stolperten und stürzten endlich über zwei ihrer Gefährten, welche sich, wild umschlagend, sammt ihren Reitern mit zerrissenen Leibern auf dem Boden wälzten. Furchtbar war die Verwirrung für den Augenblick. Aber schnell ermannten sich die Leute, schnell eilten einige von meiner Mannschaft zu Hülfe, in rasender Eile wurden inmitten des tobenden Kampfes und Getümmels die Stränge zerschnitten, die gesunden Thiere beruhigt und überspannt, der gestürzte Karren aufgerichtet und nach einigen Minuten schon donnerten wieder unsere Geschütze und sendeten ihre Kartätschenladungen prasselnd in die vordrängenden feindlichen Massen hinein.

Denn diese strömten nun in mehrfacher Uebermacht von allen Höhen herab zum erneuerten Sturme auf unsere Stellungen.

Unter betäubendem, immer näher schallendem Geschrei, unter ununterbrochenem Feuer drangen die dichten Massen, gefolgt von wuchtigen Reserven, aus dem Thalgrunde gegen unsere Hänge hinan; aus undurchdringlichen, milchweißen Dampfwolken schleuderte die große feindliche Batterie ihre Geschosse herüber; aber auch mit unaufhörlichem Donner schmetterten unsere Geschütze ihre Ladungen in die Reihen der Stürmenden.

Von den Abhängen zur Linken brauste das schwere Grollen anderer Stücke herauf, der Hügel mit dem Friedhofe und Castelle war nun auch in einen brüllenden und rauchenden Krater verwandelt, über welchem schwere und dichte Dampfmassen lagerten, nur ab und zu durchbohrt von einem langen, scharfen, mattgelben Feuerstreifen.

Näher und näher scholl das Kampfgetöse. Schon eilten zahlreiche Verwundete an uns vorbei, schon mußte ich auf Abwehr mit blanker

Waffe gefaßt sein, ließ das Bajonet pflanzen und führte meine Abtheilung zum Schutze der Kanonen an diese auf 50 Schritte heran. Noch mehr Verwundete stöhnten und hinkten an uns vorüber, auch von meinen Zügen mußte ich Getroffene zurücksenden und die Glieder neu aufschließen, jeden Augenblick war ich gefaßt, die bärtigen Gesichter der Zuaven aus dem Pulverdampfe auftauchen zu sehen und mich ihnen entgegenstürzen zu müssen, als plötzlich Lärm und Geschrei schwächer wurden und die gegenüberliegenden Lehnen sich mit rothen, rückwärts fluthenden Massen überdeckten.

Zum zweiten Male war der Sturm abgeschlagen, zum zweiten Male eilten die Bataillone des ersten und Gardecorps hinter die bergenden Baumgruppen auf den Hängen oder hinter die Hügelkämme, nachdem sie zuvor die Flächen und Halden vor unserer Front mit Leichen und Sterbenden besäet hatten.

Jubelnd begrüßte alles den Rückzug der feindlichen Colonnen; unsere Herzen waren voll froher Zuversicht und von Hoffnung auf endlichen Sieg geschwellt. Unbekümmert um das Stöhnen und Wimmern Verwundeter und Sterbender ringsumher benützte die Mannschaft die Gefechtspause, um schnell ihre Waffen wieder in Stand zu setzen, oder die verschossene Munition aus den Patrontaschen der Todten zu ergänzen.

Da erhielten die Bataillone des Regiments und die Geschütze den Befehl, die Stellungen, welche sie bisher mit unerschütterlichem Muthe gehalten und mit ungebrochener Kraft ferner zu halten gedachten, zu verlassen und sich weiter rückwärts auf der Höhe des Cypressenhügels von neuem aufzustellen.

* * *

Das große, erschütternde Drama, welches sich bisher vor meinen Augen abgespielt hatte, war auf dem Höhenpunkte angelangt und fing an, aus der Peripetie in die Katastrophe umzuschlagen.

Ginge ich damit um, eine kritische Beschreibung der großartigen Schlacht zu liefern, so müßte ich jetzt das „Warum und Wieso" des Langen und Breiten erörtern und dabei noch auf allerlei Einwendungen gefaßt sein. So beabsichtige ich nichts, als ein Bild jenes verhängnißvollen Tages im begrenzten Rahmen meiner persönlichen Erlebnisse vorzuführen, ein Bild, das vielleicht in manchem der damals Mithandelnden als Erinnerung heute wieder aufleben mag.

Aber die Bemerkung denke ich wagen zu können, daß die allgemeine Gefechtslage unsere bisher ruhmvoll behauptete Stellung ferner unhaltbar erscheinen ließ. So traten wir denn den Rückzug in unsere neue Aufstellung an. Zuerst wurden die beiden Geschütze, aber erst nach wiederholtem ernsten Befehle von dem Reste der Kanoniere zurückgeführt, dann folgten die Bataillone, in Colonnen sich an den Seiten der Hügel hinaufschlängelnd, zuletzt starke Tirailleurketten, langsam nach der Breite des Hügels hinaufklimmend, unter fortwährendem Halt und Wiederaufnahme des Feuergefechtes.

Denn die Franzosen hatten kaum unsere rückgängige Bewegung wahrgenommen, als sie wieder in dichten Schwärmen aus den bergenden Hügelketten und Baumgruppen hervorbrachen und uns, die wir jetzt in Plänklerkette den breiten, kahlen Hügel langsam aufwärtsstrebten, mit einem Hagel von Projectilen aller Art überschütteten.

Hier ging nun der Blick für das Detail ganz verloren und jede Beachtung für die vielen Opfer, welche dieser Rückzug aus unseren Reihen forderte, schwand vor der Großartigkeit des Bildes, welches sich unseren Blicken entrollte, als wir endlich, bis an die Cypressengruppe angelangt, unsere neue Aufstellung nahmen und übersahen.

Südwärts in den flachen Hügeln bis Cavriana und Guidizzolo tobte das Schlachtgetöse in ungeminderter Heftigkeit, es hatte sich aber aus der Ebene und aus den Vorgeländen weg schon mehr in das Innere der Hügel hineingezogen. Die Heerestheile zu unserer Linken waren entschieden im langsamen Weichen begriffen.

Neben uns in der Entfernung von einigen hundert Schritten Luft, blos durch die, eingangs erwähnte Schlucht getrennt, schwammen Kirchhof und Castell von Solferino in einem zuckenden, prasselnden und dampfenden Gewitter.

Zahllose Schwärme rothbunter Gestalten strebten unter fortwährendem, betäubendem Feuern und aufmunterndem Geschrei die Hänge hinan. Jetzt eilten sie in wilder Flucht zurück, um nach kurzer Sammlung von neuem vorzudringen.

Auch vor uns brachen die Feinde in starken Schwärmen über die Thalsohle herüber und trachteten, gedeckt durch die Baumgruppen am Fuße des Hügels, unter wüthendem Schießen an uns heranzukommen. Jetzt erklangen anfeuernde Hornsignale, das Feuer vor uns schwieg einen Augenblick und plötzlich quollen starke Plänklerketten aus den bergenden Baumgruppen heraus zum Angriff mit der blanken Waffe. Aber noch hatten sie nicht den halben Weg zurückgelegt, als die Mann-

schaft das Feuer begann. Ein halbes Dutzend überschlug sich im Laufe, wie Hasen auf der Jagd, und blieb regungslos liegen. Die übrigen kehrten in ihren Fährten um und suchten in hastiger Flucht die bergenden Bäume wieder zu gewinnen.

So tobte der Kampf hin und wieder. Die Schwärme vor uns hatten das Feuergefecht wieder aufgenommen und überschütteten uns, die wir nahezu ungedeckt in der Höhe des kahlen Hügels standen, mit verheerendem Feuer.

Ein fortwährendes scharfes, kurzes Zischen zerriß die Luft neben dem Ohre, alle Augenblicke klang ein scharfer Klatsch in die Stämme der wenigen Cypressen, welche in unserem Rücken standen, dazwischen surrten die Granaten aus der großen Batterie ohne Unterbrechung neben uns mit häßlichem Sausen durch die Luft in die Gebäude des Nebenhügels hinein, oder über denselben in der Luft mit hohlem Knalle und kleinen runden Wölkchen crepirend.

Es dürfte Mittag vorüber gewesen sein, glühend stach die Sonne auf uns hernieder, verdorrt klebte die Zunge am verdorrten Gaumen, die Stimme war heiser vor Trockenheit der Kehle und fortwährendem Rufen und Commandiren, die Lippen lechzten nach einer Erquickung, so standen wir da in ununterbrochenem Kampfe seit mehr als sieben Stunden mit schwer gelichteten Reihen, die Gewehre beinahe glühend, die Patrontaschen fast geleert, in Erwartung neuen, übermächtigen Angriffes.

Da erhob sich im Thale zwischen den beiden beherrschenden Hügeln und rund um dieselben, sowie auf dem Castelle und den vorgelagerten Stellungen betäubender, ohrenzerreißender Lärm und Geschrei, welches sich mit dem doppelt verstärkt einsetzenden Geprassel, Rollen und Toben der Schlacht zu einem erschütternden Accord vermischte. Der Thalgrund, die Schlucht, die Hänge gegenüber schienen lebendig zu werden von brodelnden, fluthenden und drängenden Massen, welche nun alle Einem Ziele, dem Cypressenhügel und Castelle, aufwärts zu streben begannen.

Es war der entscheidende Angriff des ersten, des Gardecorps und Theilen von des Corps Mac Mahon auf die Stellungen des fünften österreichischen Corps, unterstützt und begleitet von dem zerschmetternden Feuer der großen gezogenen Batterie, der wir nichts Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatten.

Da war es nun, daß viele verwundete Officiere meines und anderer Regimenter an mir vorbeigebracht wurden, unter Anderen ein

Kamerad meines Jahrganges aus der Akademie, Lieutenant Latterer, mit einem tödtlichen Schuß im Unterleibe. Hier war es, wo ich ihm und so manchem Anderen zum letzten Male die Hand drücken konnte, hier war es, wo ein höherer General, ich glaube Feldmarschall-Lieutenant Graf Festetics, langsam dahergeritten kam, um wahrscheinlich Ueberblick über die Sachlage zu gewinnen und noch eine rettende Disposition zu treffen. Auch er schien verwundet, wenigstens sah ich aus einem Riß in der hirschledernen Reithose an der Unterseite des rechten Oberschenkels Blut hervorquellen.

Unter furchtbarem Lärm und Geschrei, den schrillen Klängen der Hornsignale, dem rasenden Geknatter des Kleingewehres und dem erschütternden Rollen des Geschützdonners brachen die Sturmsäulen aus dem Thalgrunde hervor in die Schlucht hinein, und von allen Seiten wälzten sich die Massen die ganze Breite des Hügels hinan dem von Todten und Sterbenden überfüllten Castelle und dem Kirchhofe entgegen, deren Besatzung dem übermächtigen Angriffe wohl mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, doch nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten mochte.

Wohl mag der Besatzung des Castells noch irgend ein Befehl oder eine Nachricht zugedacht gewesen sein, denn ich sah, gerade im Augenblicke des beginnenden Angriffes, einen Officier des Generalstabes auf einem schmalen Wege den gegenüberliegenden Hang dem Castelle zu galoppiren. Aber plötzlich überschlug sich das Pferd und kollerte sammt seinem Reiter den Hang hinab der Schlucht zu.

Während wir uns noch mit unseren Gegnern herumschossen, wälzen sich die Sturmsäulen von allen Seiten gegen das Castell hinan.

Für Augenblicke aufgehalten, sogar zurückgewiesen, dringen sie doch langsam, aber stetig aufwärts. Jetzt verschwinden schon die Spitzen der angreifenden Colonnen in dem Dampfmeere, welches die Gebäude und den oberen Theil des Hügels in weißen Schwaden umwogt, jetzt bricht verzehnfachtes Rollen und Knattern los und schrilles, hundertfältiges Klingen und Schmettern der Signalhörner, plötzlich schallt wahnsinniges Geschrei aus dem Schoße der Nebelmassen und nun lagert über dem lebenden Höllenbreughel ein infernalisches Toben und Tosen, wie wenn die Insassen eines unermeßlichen Irrenhauses in Einem verrückten Schrei zum Himmel aufschreien würden.

Ununterbrochen raste der Kampf indeß auch bei uns fort. Unbekümmert um die Ereignisse in unserer Nähe hatten wir nichts zu erwägen, als wie wir unseren Platz behaupten möchten.

Da kam uns der Befehl, das Gefecht abzubrechen und uns hinter dem Orte Solferino zu concentriren, zugleich wanden sich Colonnen eines anderen Regiments von rückwärts her gegen uns herauf, bestimmt, unsere erschöpften Compagnien abzulösen.

Ich ließ nun das Signal zum Feuereinstellen blasen; aber vergebens, daß es der Hornist wieder und wieder hinausschmetterte.

Die Mannschaft wollte nicht zurück. Diese alten Soldaten, welche noch zum Theile vor zehn Jahren im Revolutionsheere gefochten hatten, meinten, sie wären gerade lange genug zurückgegangen und wollten nicht weichen. Aufgeregt vom langen Kampfe, im Zorn und Schmerz über den Tod ihrer Kameraden hörten sie auf kein Commando und kein Signal, so daß ich in die Plänklerkette vorgehen, mehrere der Hartnäckigsten packen und mit Gewalt zurückführen mußte.

Endlich gelang es mir doch, an Leuten zu sammeln, so viel noch vorhanden war, und wir traten, unverfolgt vom Feinde, an den voreilenden Ablösungen vorbei den Rückzug an, der uns zwischen den beiden Hängen durch in ein kleines, schluchtartiges Thal brachte, in welchem der Ort Solferino unmittelbar am Fuße der beiden Hügel eingebettet lag.

Hier nun gerieth ich in eine Stätte unbeschreiblichen Elends. Von ihren Bewohnern verlassen, waren die kleinen, meist stockhohen Häuser, sowie die hindurchführende Straße mit wimmernden Verwundeten, mit ächzenden und ringenden Sterbenden überfüllt. Angelehnt an die glühenden Mauern, die Beine bis in die Mitte der Straße gestreckt, lagen sie da, bleichen, entstellten Angesichts, mit ihren zerschmetterten Gliedern und durchbohrten Leibern, leise wimmernd oder stöhnend, oder mit matter Stimme um einen Schluck Wassers flehend.

Und immer neue und neue Dutzende wankten daher, um an den Hausmauern oder an der Straße zusammenzusinken. Mitten unter ihnen ein Uhlan zu Pferde, die Pike stolz getragen, mit einem Hieb über das Gesicht, den er auf eine mir unerklärliche Weise erhalten haben mußte, da in den Hügeln vor uns ein Cavalleriegefecht meines Wissens nicht stattgehabt haben kann.

Vergebens sendete ich ein paar meiner Leute nach Trinkwasser aus, was sie mir aus den Brunnen schöpften, war ein röthlicher, widerlicher Mischmasch von Blut und Wasser, in welchem Patronenreste und kleine Fetzen Stoffes herumschwammen.

Es mochte um die zweite Stunde nach Mittag gewesen sein. Vor uns auf den Hügeln tobte der mörderische Kampf mit unverminderter

Wuth fort, über unsere Köpfe hinweg surrten bereits die Granaten in das rückwärts gelegene Thal hinein; schon begann auch um uns herum wieder das niederträchtige Zischen, schon waren mehrere der Mannschaft und ein paar am Boden liegende Verwundete getroffen worden, da erhielt ich den Befehl, am Orte vorbei hinter den unmittelbar aufliegenden Hügel abzurücken und hier, in einem ziemlich breiten Thale, welches sich, mit Wein und Maulbeerhecken, mit Culturen und Cascinen bedeckt, in leichtem Bogen gegen Nordosten hinzog, fand ich mein Regiment versammelt und schloß mich mit meinen Zügen demselben an.

Aber wie war es zugerichtet! Von meiner Compagnie fehlte der vierte Officier, der Name ist mir entfallen, beide Feldwebel, wovon der eine ein braver, junger Mann mit Namen Oesterreicher; vom Bataillon nahezu der dritte Theil der Officiere und Mannschaft; aber trotzig und ungebeugt wehte noch die durchlöcherte Fahne in der Hand ihres Führers, und mit dem Bewußtsein, unsere Pflicht treu erfüllt zu haben, begrüßten wir die bisher in Reserve gestandenen Bataillone, welche an uns vorbeimarschirten, die Straßen und Hänge zum Castelle und Friedhofe hinauf, um die dort Kämpfenden entweder zu unterstützen oder diesen Schlüssel der Stellung wieder zu nehmen.

Und immerfort raste das Schlachtgetümmel in der Höhe und auf den Hängen vor uns, wie wir da in Compagnie-Colonnen aufgeschlossen im Vierecke dastanden.

Die frischen Bataillone waren an uns vorbeimarschirt und verschwanden in den vorliegenden Bodenfalten; eine Batterie rasselte noch vorbei und vorwärts, kleine Trupps Verwundeter hinkten wieder zurück und jetzt kam ein Schock Gefangener daher. Kleine, windige Burschen, das Käppi frech aufs rechte Ohr geschoben, so schnatterten sie an uns vorüber, dazwischen wieder ein Paar alte Graubärte, die Krimmedaille auf der Brust, breite Litzen auf den Aermeln, schweigsam und mürrisch die Hände in die Taschen ihrer weiten Beinkleider versenkt; ganz zuletzt ein Officier, ordinärer Troupier mit schwarzem Imperial, ein frecher anmaßender Kerl, fortwährend gestikulirend, mit der Escorte hadernd und uns zurufend, sein Empereur werde uns trotz alledem, trotzdem er, Monsieur Pipelet, jetzt das Mißgeschick hatte, von einer ungeheuren Uebermacht gefangen genommen zu werden, den Kehraus blasen.

Ich will hier nicht untersuchen, ob es zum Unheile Oesterreichs und der Welt war, oder zu ihrem Heile, aber Recht behielt er doch der impertinente Patron, wenigstens für den heutigen Tag.

Aber begreifen kann ich es selbst heute noch nicht, daß es damals so gekommen, denn das Materiale war gut; wenigstens das Materiale, welches ich sah; es war brav, voll Hingebung, über alles Lob erhaben.

So standen wir da und horchten auf das Kampfgetöse in der Höhe, als sich mit einem Male der Lärm verdoppelte und das regellose, ununterbrochene Knattern über die Kämme des Castellhügels herüberzuschwingen begann. Noch waren die Höhen und Thäler in dichte Schwaden milchweißen Dampfes gehüllt, als auf der Straße, welche sich aus den vorliegenden Terrainwellen zu uns herausschlängelte, einzelne Soldaten erschienen und auf der zurückführenden Straße vorbeieilten.

In Kurzem kam wieder ein Trupp in leidlicher Ordnung, einzelne Verwundete mitschleppend. Sie zogen vorbei und verschwanden.

Dann lag die Straße eine Weile einsam und still.

Mit einem Male rasselte ein Zug von einigen Geschützen daher im langsamen Schritt. Die Mündungen der Rohre und die Zündlöcher waren mit Pulverschleim überzogen, aus einer Laffettenwand war ein breiter Splitter herausgeschlagen, auf mehreren Speichen eines Rades trockneten Flecken und Streifen geronnenen Blutes. Die Bespannung war unvollständig, an einem Geschütz zogen blos zwei Pferde. Neben jedem Geschütz gingen einige Artilleristen, aber nirgends die vollständige Bedienung.

Auf den Pferden saßen zum Theile Fußsoldaten, auf den Laffetten wieder andere, deren Beinkleider oder Aermel dunkelroth gefärbte Risse zeigten. Die Gesichter waren bleich, die Köpfe ohne Bedeckung, gesenkt oder auf den Arm gestützt. So zogen sie schweigend vorüber. Noch waren sie nicht hinter der nächsten Biegung verschwunden, als von der Straßenmündung her ein größerer Trupp auftauchte.

Voraus wurden zwei prachtvolle, edle Pferde von zwei Soldaten am Zügel geführt. Dieselben waren in fremdartiger Weise gezäumt und geschirrt, eines davon, ein hochedler Fuchs, trug eine glitzernde Schabracke mit einem gekrönten „N" darauf. Sie waren reiterlos dahergesprengt und von den Soldaten während des Kampfes aufgefangen worden.

Hinterdrein kam eine Truppe in der Stärke von zwei Compagnien. Der commandirende Hauptmann deutete auf unsere Fragen nach dem Stande der Dinge auf seinen Mund und murmelte etwas ganz Unverständliches. Es waren ihm sämmtliche Vorderzähne des Oberkiefers ausgeschossen worden, natürlich nicht nach und nach durch einen

besonders raffinirten Schützen, sondern von der Seite her durch eine Kugel.

Hintennach wirbelten dichte Staubwolken über den Boden. Von den Wegen und Einschnitten her wälzten sich langsam dunkle Massen, von den nächsten Bodenwellen begann es blau herabzufluthen und wogen, und hinterdrein von der Höhe herab flogen ganze Zeilen kleiner, weißer Rauchballen auf und lagerten sich gleich einem Schleier über die Hänge.

Es kamen Regimenter mit himmelblauen und meergrünen Aufschlägen an uns vorbei. Auf unsere Fragen versicherten die Officiere, es sei unmöglich gewesen, die Höhen gegen den übermächtigen Angriff und das verheerende Geschützfeuer zu halten oder wieder zu nehmen.

Hinter ihnen, die in guter Ordnung vorbeizogen, näherte sich das infame Geknatter und Geprassel im langsamen, aber stetigen Fortschreiten, und jetzt quollen auf der Höhe des Castells und Kirchhofes weiße, dichte Rauchballen auf, und die Granaten sausten in das Thal und bis zur Straße herab, auf welcher die weichenden Bataillone ihren Rückzug nehmen mußten.

Auch fingen schon wieder einzelne Geschosse an, in unsere Reihen zu schlagen. Neben mir hörte ich plötzlich einen scharfen Klatsch und sah den Mann an meiner Seite unter stöhnendem „Joi, joi" zusammensinken. Ein Projectil hatte steil durch den Czakodeckel in seinen Kopf geschlagen. Mir ist die Verwundung noch heute unbegreiflich. Aus einem Gewehr konnte es unmöglich gewesen sein. Meines Erachtens war es die Bleiwarze einer Granate, die sich im Fluge abgetrennt hatte und so als tödtliches Geschoß wirkte.

Da wurden wir denn beordert, den Rückzug zu decken und den Feind so viel als möglich aufzuhalten. So erhielt ich mit meiner Compagnie den Auftrag, den gegen den Feind links vorliegenden Hügelkamm zu besetzen; wir lösten die ganze Abtheilung in eine Kette auf, stiegen schnell die ungefähr 50 Schritte bis zur Kammhöhe hinan und sahen nun den ganzen, vom Orte Solferino abwärts ausmündenden Thalgrund von den vordringenden Schwärmen des Feindes gefüllt, welche, sobald sie unser ansichtig wurden, ein heftiges Feuer auf uns eröffneten.

Es waren nicht 200 Schritte über den sanften, kahlen Hang bis zur Thalsohle, hinter dessen Wendung nach rechts, uns unsichtbar, Solferino eingebettet lag; vor uns, zu unseren Füßen, ein kleiner Weiler.

Unter heftigem Geschrei und Geblase und fortwährendem Feuer drangen die Gardezuaven, welche wir bei der geringen Entfernung als solche nur zu deutlich erkennen konnten, über den Thalgrund herüber gegen unseren Hang vor, wurden aber immer wieder durch unser Feuer zurückgetrieben.

Ich sehe ihn jetzt noch vor mir, den alten, bärtigen Hallunken, wie er zweimal sein Gewehr auf mich anlegte und abschoß, da ich, als Officier an der Feldbinde leicht erkennbar, in meiner ganzen Länge und Magerkeit auf dem Kamme der Anhöhe zwischen meinen gedeckt feuernden Leuten dastand.

Hier war es auch, wo ich meine beiden Freunde, den alten Honvéd Viola und Bolond Mischka, den Zigeuner, noch einmal und dann nicht mehr wieder sah.

Zu unseren Füßen lag der kleine Weiler verlassen von den Unseren, noch nicht betreten von den Franzosen, die sich von allen Seiten vorsichtig, wie in Besorgniß einer Falle, an denselben heranschossen.

Während wir so noch ihre Bewegungen verfolgten, gewahrten plötzlich einige von der Mannschaft zwischen den paar Häusern zwei Geschütze, welche dort verlassen, wahrscheinlich demontirt, zurückgeblieben waren.

„Herr Lieutenant!“ wendete sich der alte Viola an meinen Kameraden, den ersten Lieutenant Namens Thoma, „sollen wir die Kanonen den Franzosen lassen?“

„Nein, wir holen die Kanonen!“ hieß es von allen Seiten.

„Wer geht mit?“ frug der Lieutenant.

„Vorwärts! „naintie! Ellöre!“ so scholl es aus zwei Dutzend rauher Kehlen; auffsprangen die Leute und unter Führung des Lieutenants stürmten diese alten Revolutionskrieger heute für die Ehre der schwarzgelben Fahne in rasendem Laufe, mit gefälltem Bajonett hinab dem Weiler zu, von welchem die Franzosen, mittlerweile eingedrungen, die Heranstürmenden mit regellosem Geknatter empfingen.

Der Zigeuner war auch dabei. Sonst gerade kein großer Held, wollte er seinen Freund Viola nicht verlassen. Ich sah die kleine Heldenschaar noch in den Weiler eindringen, sah mehrere noch beim Eingange des Ortes zu Boden schlagen, sah noch, wie sie sich auf die Geschütze warfen und mußte dann dem Befehle folgen, welcher die Leute zum Sammeln rief und zum Rückzuge, den auch unsere Plänklerschwärme antreten mußten, wollten wir nicht gefangen oder getödtet werden.

Von dem Häuflein Tollkühner kehrte Keiner mehr zurück; sie waren Alle unter den Kugeln und Bajonetten der Zuaven gefallen.

Wohl war ihre That ein Act heroischen Wahnsinns. Wohl war es, selbst im allergünstigsten Falle, für sie unmöglich, die unbespannten und demontirten Geschütze über die Anhöhe herauf zu retten.

Aber in diesen Männern, in diesem armen, kleinen, häßlichen Lieutenant Thoma mit dem Gesichte eines Kalmücken und der Gestalt und den Manieren eines Hausknechtes, in diesem alten Honvéd und gemeinen kaiserlichen Soldaten lebte ein hohes, alle Furcht und alle Gefahr überwindendes und verachtendes Gefühl von Ehre und ein uneigennütziges, feines, spontanes, nicht von des Gedankens Blässe angekränkeltes Empfinden für die Makellosigkeit ihrer Fahnen und den Ruhm ihres Heeres.

Nicht oft genug vermag ich mir vorzusagen, wie glücklich sie, die Ungenannten und Unbekannten, zu preisen sind, die ihren Mitlebenden das Beispiel erhabenen Selbstvergessens und gedankenloser Hingabe an eine große und schöne Idee gegeben im Feuer einer heiligen und ehrwürdigen Begeisterung, und oft habe ich mir die vorwurfsvolle Frage vorgelegt, warum ich damals nicht auch mitgegangen!

Für diese Männer waren die verlassenen und bedrohten Kanonen nicht so und so viel Pfund Bronze, die man im Nothfalle um so und so viel Gulden wieder kaufen kann; für sie war in dem todten Metall die lebendige Ehre ihres Heeres verpfändet und um sie zu bewahren, dafür sind sie gestorben.

Beklagenswerth eine Zeit, die solche Regungen nicht mehr begreifen könnte!

* * *

Für uns war es aber nun hohe Zeit, an den Rückzug zu denken.

Von allen Seiten, dem Castelle und Cypressenhügel herab, aus dem Thalgrunde herauf drangen starke Tirailleurketten vor und von den Hängen zu unserer Linken, beinahe schon in unserem Rücken flossen in abwärtswogenden breiten Colonnen die Bataillone des zweiten französischen Corps gleich rothen, glitzernden Lavaströmen ins Thal hernieder, nach Wegnahme der Höhen bei San Cassiano in die linke Flanke und auf die Rückzugslinie des österreichischen Centrums drückend.

Nicht 500 Schritte mehr waren sie von der Straße entfernt, man konnte jeden einzelnen Mann im Gliede unterscheiden. Da war Eile geboten.

Die Bataillone des Regiments wurden gesammelt und einige 100 Schritte zurückgeführt bis zu einem Gehöfte.

Ein Bataillon wurde links, das andere vorwärts den nachdrängenden Franzosen entgegen in Kette aufgelöst, bald verschwanden die Schwärme zwischen den dichten Wein- und Maulbeerpflanzungen und das Knattern und Geprassel begann von neuem, untermischt mit dem unaufhörlichen scharfen und sausenden Zischen der Raketen, welche eine in die Kette eingetheilte Raketenbatterie den angreifenden Verfolgern entgegenschleuderte.

Bald wurde auch von meinem Bataillon noch eine Abtheilung gerade vorwärts als Unterstützung nachgesendet und so erwachte das Getöse und der Lärm zwischen den dichten Culturen mit erneuerter Heftigkeit.

Der Rest des Bataillons lag neben dem Gehöfte auf dem Boden hingestreckt, nur wir Officiere standen abseits, beobachtend auf der Straße.

Ohne Aufhören schwamm der Castellhügel in einer weißen Dampfwolke, unablässig donnerte es von der Höhe herab, ab und zu surrte und sauste es über unsere Köpfe hinweg.

Das Gehöft neben uns war von Todten und Sterbenden überfüllt. Vergebens war alles Rufen nach Verbandzeug und Aerzten. Diese waren zum großen Theile mitsammt den beiden Geistlichen, dem katholischen Caplan und dem griechischen Regimentspopen entweder in Solferino oder im Castell bei Ausübung ihres Berufes gefangen genommen worden.

Eben trat der Oberst des Regiments, Baron Dormus, aus dem Gehöft zu uns heraus, um Nachfrage wegen der Aerzte zu halten, als mit tiefem, pfeifendem, kurzem Schnurren etwas durch das Ziegeldach des Gehöftes schmetterte.

Noch war das Getöse und das verzweifelnde Aufschreien aus dem Inneren des Hauses nicht verhallt, als aus der Mitte des neben uns liegenden Bataillons ein scharfer, donnernder Schlag, wie aus der Erde heraus, ausbarst und gleich darauf ein dumpfes, wirbelndes Surren nach allen Seiten in die Lüfte aufwärts schnitt.

Der auf diesen schmetternden Schlag unmittelbar folgende Augenblick scheinbar tiefer Stille wurde bald durch ein jammervolles Stöhnen aus der Mitte des Bataillons unterbrochen.

Zugleich stand eine Anzahl Leute auf und ich sah, wie man drei zuckende, rothe Klumpen in die ausgebreiteten Mäntel hineinwickelte,

aus dem Viereck hinaus hinter die nächste Weinhecke trug und dort niederlegte.

Und zwischen hinein knatterte das Gewehrfeuer und sausten die Raketen ununterbrochen vor uns herum, zischte es unablässig an unseren Ohren vorbei, grollte und brauste das Geschützgewitter donnernd von den Hängen hernieder, schlichen und wankten Dutzende von Getroffenen daher, um im Schatten des Gehöftes und der Hecken stöhnend oder auch in stiller Ergebung zu Boden zu sinken.

Längst schon waren die anderen weichenden Truppen unseren Augen entschwunden, da wurden auch unsere Bataillone zum Rückzuge beordert. Die Schlacht konnten wir allein doch nicht mehr gewinnen.

Die Hörner bliesen zum Sammeln und Retiriren, die vorgeschobenen Ketten zogen sich, fortwährend feuernd und wieder Front machend, langsam zurück an uns vorbei, mein Bataillon trat auch unter die Waffen und begann auf der Straße und zwischen den Culturen abzuziehen, langsam, ohne Einen Schritt zu beschleunigen, und ich erhielt mit meiner halben Compagnie den Befehl, in Kette nachzufolgen und den Feind so viel als möglich aufzuhalten.

Noch jetzt überkommt es mich in Erinnerung daran sonderbar und noch jetzt denke ich an jene zehn Minuten als an die fatalsten und gefährlichsten des ganzen Tages.

Hinter mir war das Bataillon schon abgezogen, vor mir in den Hecken und Feldern schwärmte es von den starken Ketten der verfolgenden Tirailleurs. Anfangs gerade zurückführend, bog die Straße nach 100 Schritten scharf gegen Norden ab und ich mußte nun mit meiner feuernden Kette in Ziehung nach rechts an der ganzen langgedehnten feindlichen Plänklerlinie vorbei.

Nicht 100 Schritte waren wir von den Franzosen entfernt. Unaufhörlich sah ich die bärtigen Gesichter der Zuaven hinter dem Getreide und den Weinhecken auftauchen, schießen und wieder in die Deckung hinabsinken. Unablässig zischte es an meinen Ohren vorbei, wie ich so, die Seite dem Feinde zugekehrt, langsam zurückging.

Fort und fort wirbelte es neben meinen Füßen aus dem Straßenstaube kleine Wölkchen unter mattem Klatsch empor, in ununterbrochener Folge klangen anfeuernde Signale und Rufe aus nächster Nähe zu uns herüber.

Endlich wurde das Gezisch seltener, das Knattern schwächer, endlich blieb das Getöse zurück und verhallte langsam in der schwindenden Ferne.

Das kaiserliche Centrum hatte seine Stellung aufgegeben, aber unwillig und zögernd, Schritt für Schritt und das Angesicht dem erschütterten Feinde zugewendet, der nicht weiter zu folgen wagte.

* * *

Langsam schlossen wir uns in Colonne zusammen und zogen still und schweigend durch die Hügelwellen fort. Keine Lieder erklangen mehr durch die gelichteten Reihen und auch kein Scherz mehr. Dafür schlichen über die braune Wange manches alten Kriegers leise Thränen, die ebensogut dem Schmerze um einen verlorenen Kameraden, als dem Grolle und Zorne über ein unverdientes Mißgeschick und über das abermalige Unterliegen der eigenen Waffen gelten konnten.

Nach einer halben Stunde weiteren Marsches erhob sich von Neuem in unserer linken Flanke aus den Hügeln Schlachtgetöse. Die Bataillone waren jetzt wieder versammelt, machten Halt und meine Compagnie wurde als Geschützbedeckung zu zwei uns fremden Kanonen, welche sich von einem Seitenwege her angeschlossen hatten, auf eine kleine Erhöhung neben der Straße hinaufbeordert.

Nach einem Aufenthalt von höchstens zehn Minuten entfernte sich der Lärm immer mehr gegen Westen und verschwamm in einem leichten Sausen und Rauschen, vergleichbar dem stillen Branden der ruhigen See.

Das achte Corps, Benedek, hinter welches wir gekommen waren, trieb eben jetzt die Piemontesen von Position zu Position zurück. Dann wurden wir abberufen und zogen weiter.

Bald kamen wir auf ein Terrain, auf welchem vor Kurzem noch heftig gekämpft worden sein mußte, auf das Terrain, welches das achte Corps vor dem Avanciren inne gehabt haben mochte.

Rechts und links der Straße lagen schon gefallene Soldaten und Pferde im Geschirr regungslos. Von letzteren ein Paar nebeneinander, dem eine Kanonenkugel je Ein großes, reinliches Loch durch das Blatt gerissen hatte.

Verwundete saßen oder lagen an den Straßenrändern, worunter ein Infanterist mir heute noch im Bilde vorschwebt, wie er sich bei unserem Vorbeimarsche halb aufrichtete, bleich wie der Tod, die Hände bittend gegen uns erhoben. So zogen wir langsam weiter, als wir, die ansteigende Straße verfolgend, plötzlich auf eine kahle Höhe

hinaustraten, von welcher sich das zum Gardasee abflachende Hügelland, in sanften Wellen hinfließend, vor unseren Augen ausbreitete.

Ferne zu unserer Linken brauste noch das währende Schlachtgetöse dumpf durch die Lüfte herüber, aber auch von Norden über den Monte Baldo her begann es am Himmel zu grollen und mit rasender Schnelle flog eine dunkle Wolkenwand in die Höhe, auf die grell bestrahlten Gelände vor uns breite Schatten werfend.

In geringer Entfernung von uns lag eine Ortschaft an einen Hügel angeklebt, vor dem Orte erhob sich ein ähnlicher viereckiger, alter Thurm gleich dem auf dem Castell. Es war Pozzolengo.

Bevor wir noch die Häuser erreicht hatten, brach das Unwetter mit unerhörter Heftigkeit unter Hagel und strömenden Güssen aus. Fahl zuckten die Blitze durch die Luft und zum Boden nieder und das Geprassel und majestätische Rollen des himmlischen Donners, das sich in dem Hügellande mit zehnfältigem Echo brach, verschlang den anmaßenden Lärm des nichtswürdigen Scandals, den wir, zu gegenseitiger Liebe und gegenseitigem Erbarmen geschaffenen, winzigen Creaturen, seit zwölf Stunden allhier unablässig vollführten.

So gut es anging, suchten wir uns in den Häusern und unter dem Thurme vor dem tobenden Unwetter zu schützen. Ganze Wasserwände rasselten vor uns mit metallischem Klange zum Boden nieder, um in schmutzig-gelbem Schwalle, vermischt mit Gerölle aller Art, die gewundene Straße hinab der nächsten Bodensenkung zuzurauschen und zu brausen.

Dann wieder erhob sich unter Winseln und Pfeifen ein Orkan, welcher die alte Warte, unter der ich geborgen war, in ihren Grundfesten erschütterte und die herabströmenden Regenmassen in horizontaler Richtung fortpeitschte und trieb.

Und alles das über Fluren, auf welchen mehr als 30.000 Verstümmelte und Sterbende sich in ihren Schmerzen wanden!!

Endlich schien die Natur zur Genüge ausgetobt zu haben. Das Sausen, Wimmern und Klingen in den Lüften schwächte sich ab zu gemüthlichem, harmlosem Rauschen, dünner wurde der Schleier vor uns, schon begannen einzelne Tropfen und ganze Wassersträhne, von den einbrechenden Strahlen der Sonne getroffen, prismatisch flimmernd und leuchtend herabzuschießen, da plötzlich brach hinter der sturmgejagten Nebelwand die herrliche Sonne vom westlichen Himmel in scharfem Glanze ausstrahlend durch die dünnen Reste des nach Süden fliehenden Gewölkes hervor, sich in den sanften Farben eines ungeheuren Regen-

bogens brechend, der sich über das ganze weite Land von einem der feindlichen Heere zum anderen hinüberspannte!...!

Jetzt erklangen auch die Hörner zum Sammeln, die Compagnien traten wieder an, setzten sich in langer Colonne in Bewegung nach Osten durch Hügel und Thäler dem Mincio zu.

Noch waren wir unsere, durch dicht cultivirte Bodenwellen durchschlängelnde Straße nicht lange gewandert, als um uns herum sich die Scene von Neuem und fremdartig zu beleben begann.

Von allen einmündenden Wegen und Stegen strömten größere und kleinere Abtheilungen der verschiedensten Truppenkörper daher und der ganze Schwall fing bedenklich zu stauen an, als von einer Seitenstraße, vor dem Eingange zu einem Weiler, plötzlich ein bunter Schwarm von einigen hundert piemontesischen Gefangenen, geleitet von ihrer Escorte, daherwimmelte.

Wir hatten da eine hübsche Musterkarte des piemontesischen Heeres vor uns. Die große Mehrzahl freilich waren Fußsoldaten in ihren häßlichen, langen, hechtgrauen Capots mit rother Egalisirung und niederen, schwarzen, schmucklosen Lederczako. Meist junge, kleine Burschen, schienen sie sich gerne in ihr Schicksal zu fügen. Aber Lanciers waren auch darunter in ihren kurzen, blauen Jacken mit dem schlanken, glänzenden Metallhelm. Dann wieder dunkelblaue Kanoniere, endlich einige Dutzend Bersaglieri in dunkelultramariner Uniform mit dunkelgrünen Achselschnüren und Aufschlägen, den Lackléderhut mit riesigem, wallendem Federbusch auf die braunen, knebelbärtigen, gluthäugigen Köpfe keck und verwegen hinaufgedrückt.

Mitten im Schwarm schoben einige Maulthiere mit; von ihrem Rücken hing rechts und links je ein Tragsessel herab, in welchem je ein Verwundeter still und ergeben mitschaukelte.

Endlich preßte alles doch in den Weiler hinein. Hier aber war für den Augenblick keine Möglichkeit, durchzukommen.

Auf einem armseligen Wagen unmittelbar neben mir, auf dürftigem Stroh lag ein Jägerofficier auf dem Rücken ausgestreckt mit einem kleinen, runden, dunkelrothen Fleck auf der Brust; krampfhaft hob und senkte sich diese unter der offenen Uniform, mit verglastem Auge, schwer röchelnd und schon besinnungslos zupfte er mit den Händen Flocken, wie der Franzose sagt.

An der Seite des Armen, von Zeit zu Zeit seine erkaltende Hand fassend und küssend, stand ein Oberjäger, das ehrliche Gesicht thränenüberströmt und fortwährend laut jammernd: „Mein Hauptmann stirbt,

mein guter, armer Hauptmann stirbt!“ Dann plötzlich den Trupp gefangener Bersaglieri gewahrend, die Arm an Arm neben mir auf der Straße standen, stürzte er wüthend daher, auf sie los, deren Kameraden seinen Hauptmann gemordet.

Nur mit Mühe gelang es, den Mann so weit zu besänftigen, daß er sich an den wehrlosen Feinden nicht vergreife.

Endlich löste sich der fürchterliche Wirrwarr. Die Colonnen vorne flossen langsam ab, auf verschiedenen Wegen dem Mincio zustrebend, dann setzte sich der Zug der Gefangenen in Bewegung, zuletzt verließen auch unsere Bataillone diesen Ort des Elends, am Schlusse folgte ich mit meiner Compagnie.

So zogen wir fort nordöstlich in die sich verlängernden Schatten des Abends hinein, langsam, ohne Unterbrechung und ohne viel Aufenthalt. Nur ein einzigesmal, wieder bei einem Gehöfte und einem Wegeknoten, wurde kurzer Halt gemacht.

Der fast erstorbene Schlachtenlärm lebte von Neuem im Westen auf, einzelnes, dumpfes Rollen, selbst ein kurzes, leises Knattern war für einen Augenblick vernehmbar.

Die Bataillone nahmen von Neuem Aufstellung. Schon waren Patrouillen in die verdächtige Richtung hinbeordert, als mehrere Officiere und Ordonnanzen dahersprengten und dem Obersten auf dessen Fragen Meldungen und Auskünfte erstatteten.

Ich weiß nicht, welcher Art dieselben waren. Ich weiß nur, daß gleich darauf die Massen wieder in Colonne abfallen und ihren Rückmarsch fortsetzen mußten.

* * *

Mit Macht war der Abend des langen Sommertages angebrochen. Dichte Schatten lagerten in den Thälern, in blaßgoldigem Dufte schwammen die Hügelkämme, als wir vor uns leises Rauschen hörten und bald darauf zu unseren Füßen den dunkelnden Mincio in Wellen aufglitzernd dahinfließen sahen.

Vom anderen Ufer erglänzten schon zahlreiche Feuer und scholl der Lärm des Lagergetöses herüber, und auch wir überschritten bald darauf die Kriegsbrücke und rückten auf unseren Lagerplatz unmittelbar beim Flusse und neben dem Orte Monzambano ab. Aber heute gab es kein fröhliches Treiben mehr, wie gestern um diese Zeit!

Heute war kein Mischka mehr da, um seine Fiedel zu streichen, und kein Viola mehr und so viele Andere nicht mehr, um zu erzählen

und Czárdás zu tanzen, und als wir die Bilanz des blutigen Tages beim Rapport zogen, da fehlten 25 Officiere und mehr als 1200 Mann vom Regimente und von den Vermißten ist später Keiner mehr wiedergekommen. Und bei meiner Compagnie war auch nur der Hauptmann da und ich und kein Feldwebel mehr und nur ein Führer und etliche Corporale; und dabei war es uns doch noch besser ergangen als den Kaiserjägern, welche beim ganzen Bataillon nur den Obristlieutenant und einen Oberlieutenant zurückbrachten von 17 Officieren!

So saßen denn die Leute stumm bei den Feuern und selbst als ein alter Walache seinen melancholischen Sang anheben wollte, mußte er bald verstummen, da Niemand mitsingen mochte.

Langsam begannen die Schatten der Nacht sich niederzusenken, leichte Nebel zogen das Thal hinab über den leise rauschenden Fluß, in blauem Dunkel verschwanden die letzten, düsteren Massen der Tirolerberge, tiefe Stille lagerte schon über den nächtlichen Gefilden und in erhabener Ruhe zogen vom östlichen Himmel die Sternbilder herauf, ihre milden Strahlenfluthen auf eine Stätte niedersenkend, auf welcher noch vor Kurzem der erbitterte Aufruhr menschlicher Leidenschaften verheerend getobt!

* * *

Und die Moral von der Geschichte?!

Die einfachste und billigste ist wohl diese: Wenn zwei Heere zum Kampfe antreten, so muß eines davon die Schlacht gewinnen, das andere die Schlacht verlieren. Ein Drittes giebt es nicht.

Aber muß es denn überhaupt sein?

Ja! Es muß wohl sein, denn es ist ein von der Vorsehung eingesetzter Zustand der Dinge.

Und giebt es keinen Trost dafür?

Gewiß; es giebt einen solchen, einen hehren Trost für all den begleitenden Jammer.

Wer so wie ich erlebt hat, wie gerade da die größten und herrlichsten Tugenden der menschlichen Seele in spontaner Begeisterung, im contemplativen Empfinden aufleben, wer gesehen hat, wie alle Rücksicht, alles bedächtige Erwägen, alles selbstsüchtige Bedenken unter dem heiligen Impulse eines großen und schönen Gedankens erstirbt, wer so viel hingebende Liebe, so viel aufopfernde Treue, so viel lebendige Ehre gesehen hat, der muß sagen, die Möglichkeit eines Ereignisses, welches so köstliche Regungen in der Seele des Mannes zu zeitigen vermag,

kann unter Umständen ein Glück sein und eine Nothwendigkeit für eine sonst in selbstsüchtigem Rechnen und Erwerben, in schalem Genießen, in schnöder Gewinnsucht, in krittelnder Bemänglung und nörgelnder Gelehrsamkeit untergehende Zeit.

Wie ein reinigendes Gewitter, so fährt der Krieg unter Donner und Blitz in dumpfe Schwüle des ordinären und entnervenden Interessenlebens der Culturvölker, aber auch unter befruchtenden und heilsamen Regenschauern, denn die Nationen sind bei alledem immer mächtiger an Volkszahl, immer gebildeter und reicher geworden, und wo sie es nicht wurden, ist der Krieg nicht Schuld daran.

Die zoologische Station in Triest.

Von R. v. Lendenfeld.

Vor hundert Jahren beschäftigten sich die Zoologen vorzüglich mit der Sammlung und Beschreibung der Säugethiere und Vögel, insbesondere der Fauna wenig bekannter Länder.

Um diese Zeit fing man auch an, sich eingehender der vergleichenden Anatomie der höheren Thiere zuzuwenden, und es entwickelte sich unsere Kenntniß der warmblütigen Thiere zu Anfang dieses Jahrhunderts in befriedigender Weise. Die niederen Lebewesen, besonders die Wasserthiere, wurden verhältnißmäßig wenig berücksichtigt, denn diese sind schwerer zu conserviren, viele derselben bleiben mikroskopisch klein, und ihre Organisation schien den damaligen Gelehrten unverständlich.

Erst seit etwa fünfzig Jahren begannen die niederen Thiere in den Vordergrund zu treten, nachdem hervorragende Anatomen und Zoologen die große Bedeutung der Organisation und Lebensverrichtungen derselben erkannt und durch Studien am Meere ganz neue, ungeahnte Verhältnisse an niederen Seethieren aufgedeckt hatten.

Insbesondere war es Johannes Müller, einer der größten Anatomen und Physiologen dieses Jahrhunderts, der durch eine Fülle ebenso überraschender wie bedeutungsvoller Entdeckungen die Aufmerksamkeit der Biologen auf die niedere Thierwelt des Meeres lenkte und in dem Maße das Interesse zu erwecken wußte, daß seinem Beispiele andere hervorragende Gelehrte folgten und zum Zwecke ihrer Studien die Meeresküsten aufsuchten. So finden wir in den Fünfzigerjahren

die Anatomen und Zoologen Kölliker, C. Vogt, Krohn, Gegenbaur, R. Leuckart, H. Müller, E. Grube wiederholt am Meere und in den zu solchen Studien besonders günstigen Punkten, wie Nizza, Neapel und Messina, mit Untersuchungen über niedere Seethiere beschäftigt. Durch die Erfolge ihrer Arbeiten angeregt, folgte alsbald eine ganze Reihe jüngerer deutscher Gelehrten, großentheils Schüler von Johannes Müller, nach, und bald sah man es für den Zoologen als eine Art unabweislicher Vorbedingung zu erfolgreicher wissenschaftlicher Arbeit an, eine Zeit lang am Meere beobachtet und gearbeitet zu haben. Und nicht nur die namhaftesten der jüngeren deutschen Gelehrten, auch scandinavische, englische, französische und russische Naturforscher suchten die Küste auf, um zoologische Studien zu betreiben.

Allerdings giebt es im süßen Wasser, in Teichen, Flüssen und Seen niedere Thiere mannigfacher Art, aber nirgends eine solche Formenfülle wie im Meer, auf welches überdies eine Reihe eigenartiger und interessanter Typen beschränkt ist. In der That ist es schwer, eine entsprechende Vorstellung von der Individuenzahl und der Mannigfaltigkeit der Organismen zu gewinnen, welche überall das Meer beleben. Nicht im seichten Wasser allein, wo bei Tage dichte Schwärme kleiner Krebse oder Quallen das hohe Meer auf Hunderte von Quadratkilometern hin zuweilen intensiv färben und wo bei Nacht der sanfte Schimmer leuchtender Wesen jeden Wellenkamm vergoldet und als breite, glänzende Straße hinter dem Schiffe zurückbleibt, sondern auch in den ewig finsteren, eisigkalten abyssischen Tiefen des Weltmeers wimmelt es von Thieren der verschiedensten Art. Den Seethieren gegenüber muß die Land- und Süßwasserfauna zusammengenommen als höchst ärmlich bezeichnet werden. Die Meeresthiere sind es daher auch und nicht die Thiere des Landes und des süßen Wassers, deren Studium jene so außerordentliche Förderung der zoologischen Wissenschaft zur Folge gehabt hat, welche unser Jahrhundert vor allen anderen Zeiten auszeichnet.

Allein es erfordert das Studium der Seethiere eine Anzahl von Hülfsmitteln, die der Einzelne nur schwer beschaffen kann, und der Gelehrte, der, lediglich auf seine Mittel angewiesen, am Meeresstrande arbeitet, hat mit allen möglichen Schwierigkeiten zu kämpfen und muß bedeutende Opfer an Zeit und Geld bringen, um seinen Zweck erreichen zu können. Vor Allem bedarf er eines Laboratoriums mit den zu seiner Arbeit nothwendigen Apparaten, Gläsern und Reagentien, sowie einen geschulten Marinär, der ihm mit Dienstleistungen aller Art

zur Seite steht und besonders für Beschaffung des erforderlichen Materials Sorge trägt. Man sah bald ein, daß es dem Fortschritte der Wissenschaft außerordentlichen Vorschub leisten müsse, wenn zweckmäßig organisirte Anstalten an der Küste des Meeres errichtet würden, in denen alle Hülfsmittel der Arbeit vorbereitet und eine Bibliothek, sowie ein Laboratorium zum Gebrauche des Forschers vorhanden sind, um die ohnehin kurz bemessene Zeit desselben vor unnützer Verschwendung zu bewahren.

Das Bedürfniß nach ständigen Instituten am Meeresstrande steigerte sich aber in Folge des ungeahnten Aufschwunges, welchen die Biologie durch die inzwischen begründete Descendenzlehre erlangte. Das in den Vordergrund getretene Princip der natürlichen Züchtung erweckte in hohem Grade das Interesse der Forscher an dem bislang stark vernachläßigten Studium der Lebensgewohnheiten, des Aufenthaltes, der geographischen Verbreitung und der Ernährungs- und Fortpflanzungsweise der Thiere; zugleich zog die große Bedeutung der Ontogenie für die Lösung phylogenetischer und systematischer Probleme, welche in Consequenz der Darwin'schen Theorie hervortreten mußten, eine große Zahl tüchtiger Gelehrter an, für deren Studium in erster Linie die Meeresfauna die reichsten und lohnendsten Ergebnisse in Aussicht stellte. So kam es, daß ziemlich gleichzeitig von mehreren Seiten Pläne zur Errichtung zoologischer Stationen entworfen und maßgebenden Kreisen zur Beurtheilung vorgelegt wurden. Die erste Anregung dieser Art ging wohl von Karl Vogt aus, welcher schon in den Sechzigerjahren der österreichischen Regierung die Gründung einer zoologischen Station in Miramare bei Triest empfahl; indessen scheiterte dieses Project wohl an der Kostspieligkeit, mit der es verbunden war, während man den im Jahre 1871 gemachten Vorschlag O. Schmidt's genehmigte, ein kleineres, einfacher einzurichtendes Local in Triest nahe dem Fischmarkt zu miethen und für 10 bis 12 Arbeitsplätze mit den erforderlichen Geräthschaften und Instrumenten als Station einzurichten. Der Vorschlag kam jedoch in Folge der inzwischen erfolgten Berufung Schmidt's nach Straßburg nicht zur Ausführung. Dagegen wurden die 1872 und 1873 nach Graz und Wien berufenen Zoologen Fr. E. Schulze und C. Claus zur Vorlage eines neuen Planes zur Errichtung einer Station aufgefordert und deren gemeinsamer Vorschlag, ein an der Via St. Andrä gelegenes Privathaus anzukaufen und zur Station zu adaptiren, im folgenden Jahre vom k. k. Unterrichtsministerium genehmigt.

Inzwischen hatte ein junger, für marine Stationen begeisterter Privatgelehrter, Dr. Anton Dohrn, durch Vorträge auf Naturforscher-Versammlungen in England und Deutschland die Betheiligung englischer und deutscher Naturforscher an einer von ihm zu errichtenden Versuchsstation zu gewinnen vermocht, und durch einen höchst geschickten Essay in den preußischen Jahrbüchern (1872) in größeren Kreisen des gebildeten Publicums für dasselbe Propaganda gemacht. Das Ergebniß seiner mit großer Energie und Opferwilligkeit durchgeführten Bemühungen war die in herrlicher Lage am Golfe von Neapel erbaute und in großem Style, mit prachtvollen Aquarien mit Dampfbetrieb eingerichtete zoologische Station, welche im Jahre 1873 eröffnet wurde und seitdem zu einer Sehenswürdigkeit der Stadt geworden ist.

Erst zwei Jahre später war die Triester Station in Ausbau und Einrichtung so weit vorgeschritten, daß sie dem Betriebe übergeben werden konnte. Ihre Eröffnung erfolgte auf der Naturforscher-Versammlung zu Graz im August 1875 durch die beiden Vorstände derselben, Claus und Schulze.

Das um den Preis von circa 30.000 fl. angekaufte Gebäude liegt zwischen dem Hafen Triests und der Bucht von Muggia.

Ein schöner, baumreicher und schattiger Garten ist eine hübsche Zugabe zu dem substantiellen einstöckigen Haus, von dessen oberen Frontfenstern man eine schöne Aussicht auf die Adria genießt. Weithin erstreckt sich die reich gegliederte Küstenlinie im Norden des Golfes von Triest. Hinauf zum Südrand des Karstplateaus zieht sich ein Steilhang, reich geschmückt mit Culturen und Landhäusern. Ueber dem duftigen Meereshorizont im Nordwesten thronen die scharfen Gipfel der südlichen Kalkalpen.

Das Haus ist kaum fünfzig Schritte vom Meere entfernt und nur durch die Straße und eine kleine Parkanlage von demselben getrennt.

Der erste Stock enthält sieben Zimmer: den Bibliotheksaal, zwei Arbeitszimmer für die Professoren der Zoologie in Wien und Graz, ein Präparationszimmer für den Inspector der Station und drei andere Arbeitsräume, im Ganzen mit zwölf Arbeitsplätzen. Das Erdgeschoß wird von dem Museum und der Wohnung des Inspectors eingenommen. Der geräumige, mit großen Fenstern ausgestattete Keller, der dieselbe Ausdehnung besitzt wie die oberen Etagen, ist mit hohen steinernen Tischen versehen, auf welchen die Aquarien aufgestellt sind.

In den Arbeitszimmern, sowie im Bibliotheksaale des ersten Stockes sind außer der nöthigen Einrichtung auch die gebräuchlichen Reagentien, wie Spiritus, Essigsäure u. s. w., aufgestellt, und es stehen jedem Arbeitenden die gewöhnlichen Hülfsmittel gratis zur Verfügung. Kostspielige oder seltener in Anwendung kommende Chemikalien müssen die Arbeitenden selbst bestreiten. Das Licht, besonders in den vorderen Zimmern, ist sehr gut, und im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die vorhandenen Hülfsmittel ausreichen.

Die Bibliothek ist in vorzüglicher Ordnung. Die Werke dürfen nur innerhalb der Station benützt werden. Zahlreiche wissenschaftliche, in das Gebiet der marinen Zoologie einschlagende Zeitschriften werden gehalten, und einige derselben sind complet vorhanden. Der Katalog umfaßt über 1200 Bände und 600 Broschüren. Für die Zwecke besonders der Studirenden, die an der Station arbeiten, reicht die Bibliothek vollständig aus und sie ist, als Stationsbibliothek betrachtet, reichhaltig zu nennen. Specialforscher werden in derselben freilich vieles vermissen, gleichwohl wird aber gewiß Jeder zugeben, daß die Auswahl der vorhandenen Werke — die Art und Weise, wie das für die Bibliothek zur Verfügung stehende Geld verausgabt wurde — eine zweckentsprechende ist.

Das Museum enthält eine ziemlich reiche Sammlung der Meeresthiere, welche im Golfe von Triest vorkommen. Besonders schön sind die Objecte der Stachelhäuter und Fische. Das Arrangement der Sammlung ist praktisch, und gewährt dieselbe einen vorzüglichen Einblick in den Charakter der Fauna des Golfes von Triest.

Die Aquarien im Souterrain sind zum Theil große ständige Behälter, in denen Schwämme, Stachelhäuter und andere ausdauernde Seethiere längere Zeit hindurch gehalten werden. Wichtiger als diese sind zahlreiche kleinere Behälter, von denen jeder Arbeitende für seine speciellen Studien so viele benützen kann, als er braucht. Die Nähe des Meeres gestattet es, das Wasser der Aquarien ohne Schwierigkeit zu erneuern, wenn dies nöthig werden sollte. Für die Thiere, welche in Aquarien gehalten werden, ist der im Wasser gelöste Sauerstoff eine Lebensbedingung. Dieser wird aber sehr rasch aufgebraucht — in wenigen Stunden, wenn größere Thiere gehalten werden. Nun nimmt allerdings das Wasser an der freien Oberfläche beständig Sauerstoff auf, allein diese Luftaufnahme ist eine sehr geringe, und es ist deshalb nöthig, durch künstliche Mittel den Sauerstoffgehalt des Wassers stets zu erneuern und so den Thieren immer frische Athmungs-

luft zuzuführen. Das einfachste Mittel, dies zu erreichen, besteht darin, daß man durch eine Röhre einen Luftstrom in das Wasser leitet. Die Luft steigt in Blasen durch das Wasser empor und wird von demselben theilweise aufgelöst.

In einem der Nebenbauten der Station befindet sich ein Gasometer, der mittelst Winde aufgezogen wird, und während des Herabsinkens Luft in eine Röhre preßt, welche Zweigröhren zu den einzelnen Aquarien abgiebt.

Das Material an Thieren wird auf verschiedene Weise beschafft. Fische können stets am Fischmarkt in reicher Auswahl gefunden werden. Die Fischer bringen, wenn man ihnen hierzu Auftrag giebt, Seeschwämme, Tintenfische und andere zufällig erbeutete Seethiere. Indessen hat dieses Material verhältnißmäßig nur geringen Werth, weil die Objecte meist todt und mehr oder minder verletzt in die Hände des Gelehrten kommen.

Um zartere Sachen und lebende Thiere herbeizuschaffen, besitzt die Station die nöthigen Apparate und drei Boote, unter ihnen ein seetüchtiges Segelboot.

Kleine festsitzende Seethiere, wie Schwämme, Pflanzenthiere, Röhrenwürmer und andere finden sich an den Steinen der Hafenbauten in großer Menge. Solche Steine kann man leicht mittelst einer Zange, welche am Ende einer langen Stange befestigt ist, in's Boot herauf holen und dort ihres Mantels von Thieren berauben. Auf diese Weise erhält man die Thiere im besten Zustande und kann sie entweder gleich conserviren oder aber in Seewasser lebend nach der Station bringen und hier frisch untersuchen.

In Tiefen von 10 Meter und darüber ist der Meeresgrund des Golfes von Triest mit einem feinen, zähen Schlamm bedeckt, der nur hie und da von steinigen Bänken mit Nulliporenknollen und Spongien unterbrochen wird. Dieser Schlamm enthält eine eigenthümliche Fauna, welche sich scharf von jenen Thieren unterscheidet, die auf der Oberfläche des Schlammes im Wasser leben. Diese Thiere, welche im Schlamme stecken oder wühlen, zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Augen rückgebildet und ihre Hautfarbe erblaßt ist; sie zeigen also ähnliche Eigenthümlichkeiten, wie sie für die Höhlenfauna charakteristisch sind.

Diese, sowie die Thiere, welche frei am Meeresgrunde leben, Stachelhäuter, Krebse, Muschelthiere und Grundfische, und auch die Seeschwämme größerer Tiefen, sowie andere sessile Thiere werden mit

Schleppnetzen von Sackform, welche man langsam über den Meeresgrund hinzieht, erbeutet. Hierzu bedarf man entweder eines kleinen Dampfers oder des Segelbootes und günstigen Windes.

Der Inhalt des Schleppnetzes ist sehr mannigfach, und es giebt für den marinen Fachzoologen nichts Interessanteres als so einen Netzzug vom Meeresgrunde.

Der Schlamm und die Algen, zwischen denen die Thiere liegen, machen die Arbeit allerdings zu einer sehr schmutzigen und für Jeden, für die Sache nicht Begeisterten, zu einer unangenehmen.

Die im Schleppnetz erbeuteten Thiere sind, besonders wenn sie aus größeren Tiefen heraufkommen, häufig arg zerdrückt und beschädigt, gleichwohl eignet sich ein Theil dieses Materials auch zu feineren Untersuchungen. Die Thiere werden aus dem Schlamme herausgelesen, mit Seewasser abgespült und dann entweder gleich conservirt oder lebend, in Seewasser, nach der Station gebracht.

Vielleicht die interessantesten und jedenfalls die schönsten Thiere des Meeres schwimmen frei im Wasser und können entweder vom Boot aus geschöpft, oder mit einem Gazenetz, welches in eine weite Glasflasche ausläuft, gefangen werden. Das Gazenetz wird recht langsam durch's Wasser gezogen. An schönen, warmen, windstillen Tagen sammeln sich viele dieser zarten, freischwimmenden, sogenannten pelagischen Thiere an der Oberfläche des Wassers an, und dann hält man das Gazenetz vom Boot aus an der Oberfläche. Bei schlechtem Wetter und besonders bei Regen steigen die pelagischen Thiere in größere Tiefen hinab; dann beschwert man das Gazenetz und läßt es durch tiefere Wasserschichten passiren. Aber auch bei schönem Wetter fängt man häufig zahlreiche pelagische Thiere in größeren Tiefen, und diese unterscheiden sich derart von den Thieren der Oberfläche und von Thieren anderer Tiefen, daß man sagen kann, jede Tiefenzone habe ihre eigenen Formen. Das Niveau, in welchem gewisse Thierarten vorkommen, schwankt mit der Jahreszeit, und viele, sonst in größeren Tiefen lebende Arten steigen zu gewissen Zeiten bis nahe an die Oberfläche empor.

Wenn man das Gazenetz aus dem Wasser zieht, sammeln sich die in demselben gefangenen Thiere zum großen Theil in der Flasche am Ende an. Da wimmeln dann kleine Quallen, Larven von Krebsen und Seesternen, je nach der Jahreszeit in verschiedenen Entwickelungsstadien durcheinander. Zu diesen gesellen sich Larven von Würmern und Ascidien, sowie zuweilen auch größere Quallen und Würmer. Alle

diese Thiere zeichnen sich durch ihre Durchsichtigkeit aus, eine Eigenschaft, welche für sie von großem Vortheile ist: die Durchsichtigkeit entzieht die pelagischen Thiere den Blicken ihrer Verfolger. Die auf diese Weise erbeuteten pelagischen Thiere werden lebend nach der Station gebracht und dort theils frisch untersucht, theils conservirt.

Obwohl man viele Organisationsverhältnisse gut am lebenden Thier beobachten kann und solche Beobachtungen in erster Linie in der Station anstellt, so ist es doch in vielen Fällen und besonders zum Studium des mikroskopischen Baues der Organe der Seethiere nöthig, sie zu schneiden. Nun sind dieselben aber — im Leben — so weich und zart, daß sie erst nach künstlicher Härtung geschnitten werden können.

Um dem Leser eine Vorstellung von den ausgedehnten technischen Hülfsmitteln zu geben, deren man zu einer solchen Arbeit bedarf, will ich einen speciellen Fall, die Untersuchung der Sinnesorgane der Quallen, beschreiben.

Der Körper vieler Quallen ist so weich — er enthält 92 bis 98% Seewasser — daß er zwischen den Fingern hindurchrinnt, wenn man das Thier aus dem Wasser zu ziehen versucht. Die Quallen treiben zu gewissen Zeiten in großer Menge an der Oberfläche des Meeres und können ohne Schwierigkeit vom Boot aus geschöpft werden. Diese scheibenförmigen Quallen erreichen zuweilen einen Durchmesser von einem Drittelmeter und darüber. Die Sinnesorgane — acht an der Zahl — liegen am Rande des Schirms. Sie werden sammt den angrenzenden Theilen des gallertigen, scheibenförmigen Leibes mit der Scheere ausgeschnitten und in eine verdünnte Lösung einer Säure des seltenen, platinähnlichen Metalls Osmium gebracht. Diese „Osmiumsäure" hat die eigenthümliche Eigenschaft, zarte Gebilde dieser Art zu härten und braun zu färben, indem die Säure im Gewebe reducirt wird und das Osmium mit der organischen Substanz in Verbindung tritt.

Um die verschiedenen Gewebe, welche an dem Aufbau eines solchen Sinnesorganes theilnehmen, voneinander deutlich unterscheiden zu können, ist es nöthig, das Ganze zu färben — etwa mit Pikrinsäure-Carmin. Dieser Stoff färbt gewisse Theile, besonders die Kerne der sensitiven und Nervenzellen, stark orange- oder hellroth.

Um nun einen richtigen Einblick in die mikroskopischen Bauverhältnisse des Sinnesorganes zu erlangen, ist es nothwendig, dasselbe in eine Serie feinster Scheibchen zu zerschneiden und diese dann nach-

einander mikroskopisch zu untersuchen. Zu diesem Zwecke muß das zu schneidende Stück in eine feste Substanz, wie Paraffin, eingebettet werden. Doch ehe man dies thun kann, muß dem Stück das Wasser, mit dem es getränkt ist, entzogen und durch Paraffin ersetzt werden. Zunächst legt man dasselbe in verdünnten Spiritus und überträgt es in allmählich zunehmend stärkere Spiritus- und Wassermischungen, endlich in absoluten Alkohol, wo dem Gewebe der letzte Rest von Wasser entzogen wird. Aus dem Alkohol bringt man das Stück in Terpentin, welcher den Alkohol im Gewebe verdrängt und ersetzt. Dann kommt es in Paraffin, welches auf einem eigens construirten, sich selbst regulirenden Ofen, bei etwa 58° flüssig erhalten wird. Das Paraffin ersetzt den Terpentin im Gewebe. Aus dem Paraffinbade wird dann das zu schneidende Stück in anderes, flüssiges Paraffin eingelegt und erkalten gelassen. Das erstarrte Paraffin wird in einem „Mikrotom", einem Apparat, mittelst welchem man feine Scheiben — Ein Hunderttheil bis ein Zehntheil Millimeter dick —, sogenannte „Schnitte", herstellen kann, eingefügt und sammt dem eingebetteten Stück geschnitten. Die Schnitte werden nacheinander mit Schellack auf Glas aufgeklebt, das Paraffin wird mit warmem Terpentin aufgelöst und das letztere dann durch eine Harzlösung ersetzt. Bedeckt mit einem dünnen „Deckgläschen", ist nun die „Schnittserie" zur Untersuchung bereit und die eigentliche Arbeit kann beginnen. Diese complicirte Technik, welche heutzutage zu einer außerordentlichen Vollkommenheit gebracht worden ist, war älteren Zoologen fremd, und es wird sich gewiß Niemand darüber wundern, daß durch die Anwendung derselben Resultate erzielt werden, die vor 20 oder 30 Jahren für unerreichbar gegolten hätten. Es leuchtet auch ein, daß derartige Arbeiten nur mit Hülfe der Apparate und Mittel einer zoologischen Station durchgeführt werden können, selbst wenn man annimmt, daß der letztere Theil einer solchen Arbeit fern vom Meere in irgend einem Laboratorium im Innern des Landes durchgeführt würde.

Die zoologische Station in Triest untersteht der Direction des Professors der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität in Wien, Dr. C. Claus. An Ort und Stelle wird die Führung der Geschäfte vom Inspector Dr. E. Graeffe besorgt.

Gemäß dem doppelten Zweck der Station als Unterrichts- und Arbeitsstätte ist sowohl Studirenden als Forschern Gelegenheit gegeben, die Hüfsmittel derselben zu benützen. Die Studirenden sind in erster Linie Schüler des Professors der Zoologie an der Wiener Univer-

sität, dem auch die Direction übertragen ist, sowie des Professors der Zoologie in Graz. Denselben wird die Erlaubniß zum Besuch der Station direct von ihren Lehrern ertheilt. Dem Professor in Graz steht das Recht auf vier Arbeitsplätze zu. Auch Studirende anderer österreichischer Universitäten können die Bewilligung erhalten, an der Station zu arbeiten. Oesterreichischen und ausländischen Gelehrten ertheilt das Unterrichts-Ministerium die Bewilligung zur Benützung der Station.

Jedem an der Station arbeitenden Schüler oder Forscher werden ein Arbeitstisch und die gewöhnlichen Reagentien gratis zur Verfügung gestellt. Auch das Material wird, soweit es ohne besondere Auslagen beschafft werden kann, unentgeltlich den Arbeitenden geliefert.

Die Station ist nur im Juli und in der ersten Hälfte August geschlossen, zu anderer Zeit im Sommer von 7 Uhr Vormittags, im Winter von 8 Uhr Vormittags an geöffnet. An Sonn- und Feiertagen darf nur ausnahmsweise am Nachmittag gearbeitet werden, wenn sonst die Continuität der Beobachtung leiden würde.

Wie erwähnt, wurde die Station um 30.000 fl. angekauft, eine Summe, welche einer Jahresrente von 1500 fl. entspricht. Zudem werden jährlich 7000 fl. dotirt, und zwar 2000 fl. für Betriebsspesen, 2200 fl. für Gehalte, 800 fl. Reisegelder für die Professoren der Zoologie in Wien und Graz, 700 fl. für Regie, 250 fl. für die Bibliothek und der Rest für Subventionen 2c. Die jährliche Gesammtauslage beträgt also 8500 fl.; gewiß eine geringe Summe, wenn man die Leistungen der Station in Betracht zieht und bedenkt, daß Jeder unentgeltlich dort arbeiten kann und die erforderlichen Reagentien gratis erhält, was in keiner anderen zoologischen Station der Fall ist.

Doch es versorgt die Station nicht nur die in derselben Arbeitenden mit Material, sondern sie liefert auch — unentgeltlich — lebende und conservirte Seethiere an die zoologischen Institute der Universitäten Wien und Graz, wohin jährlich 120 bis 140 Sendungen abgehen. Auch an andere österreichische Universitäts-Institute wird — gegen Rückerstattung der Auslagen — Material abgegeben.

Seit der Eröffnung, 1875, arbeiten jedes Jahr durchschnittlich 16 bis 20 Studirende und Forscher an der Station. Von ausländischen Gelehrten, welche dieselbe benützt haben, wären zu erwähnen: Metschnikoff, Kowalewsky, A. Schneider, Selenka, R. Hertwig, O. Hertwig, Keller, Ed. v. Beneden, Fromman, Braun, F. Cohn und Andere.

Von großer Wichtigkeit ist jedenfalls auch die Leistung der Station als Erziehungsanstalt und ich, sowie jeder Andere, der während seiner Studienzeit die Vortheile genossen hat, welche dem österreichischen Studenten durch dieselbe geboten wird, muß mit Dank erfüllt sein gegen Jene, welche die Station gegründet haben und dieselbe leiten. Freilich sind diese erziehenden Leistungen der Station weniger offen zu Tage liegende wie die wissenschaftlichen Arbeiten, deren Durchführung durch die Hülfsmittel der Station ermöglicht wurde, aber ich halte diese für ebenso wichtig, denn ihnen verdanken die jüngeren österreichischen Zoologen ihre Ausbildung und auch zum Theil ihre Existenz.

Die Resultate der von Fachmännern und Studirenden in der Triester Station durchgeführten Arbeiten sind theils selbstständig veröffentlicht, theils in verschiedenen zoologischen Fachjournalen niedergelegt. Eine große Anzahl derselben ist in den Arbeiten des zoologischen Instituts der Universität Wien und der k. k. zoologischen Station in Triest, welche deren Begründer C. Claus herausgiebt, seit 1878 erschienen; und diese vaterländische Zeitschrift ist als das eigentliche Repositorium der Resultate der zoologischen Station anzusehen. Es sind jedoch auch in den Denkschriften und Sitzungsberichten der Wiener Akademie, sowie besonders in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie eine Reihe wichtiger, mit Triester Stationsmaterial ausgeführter Arbeiten veröffentlicht worden.

Es würde natürlich viel zu weit führen, hier auch nur die allerwichtigsten dieser Arbeiten zu besprechen. Im Allgemeinen können wir sagen, daß die wissenschaftlichen Arbeiten, welche wir Claus, Schulze, Hatschek, Grobben und Anderen seit 1875 verdanken, nicht hätten durchgeführt werden können, wenn die zoologische Station in Triest nicht bestanden hätte.

Am besten läßt sich ein Einblick in die diesbezüglichen Leistungen der Station durch Besprechung der einzelnen in Betracht kommenden Thiergruppen für sich erlangen.

Ueberall, wo nicht größere Thiere den Platz einnehmen oder feiner, beweglicher Schlamm den Meeresgrund bedeckt, gedeihen festsitzende Protozoen, Foraminiferen, Acineten und Vorticelliden. Unter diesen wäre vielleicht eine Form, die Polystomella, besonders zu erwähnen, welche Schulze das Material zu näheren Untersuchungen lieferte.

Zuweilen fängt man freischwimmende Infusorien, doch diese sind im allgemeinen gar nicht häufig und scheinen in ihrem Bau nicht

wesentlich von den wohlbekannten Infusionsthierchen des süßen Wassers abzuweichen. Im Aquarium werden öfters, besonders dann, wenn größere Thiere darin faulen, bedeutende Mengen freischwimmender Infusorien beobachtet.

Die Seeschwämme sind im adriatischen Meere sehr zahlreich und viele der weiter südlich vorkommenden Arten werden auch in dem Golfe von Triest angetroffen. Die meisten Schwämme finden sich in tieferem Wasser auf den Geröll- und Nulliporenbänken an Steinen und Muscheln festsitzend. Viele Hornschwämme kommen in mittleren Tiefen von etwa 10 Metern vor, auch der gewöhnliche Badeschwamm wird gefunden. An den Steinen, welche man mit der Greifzange aus geringeren Tiefen heraufholt, findet man meistens Krusten verschiedener Schwammarten und wohl auch größere Exemplare von Kalk- und Knorpelschwämmen (Sycandra, Chondrosia). Die Schwämme können meist ohne Schwierigkeit von der Unterlage abgelöst und entweder gleich conservirt, oder lebend nach der Station gebracht werden. Die in größeren Tiefen vorkommenden Spongien erbeutet man mit dem Schleppnetz. Nur selten fängt man freischwimmende Spongienlarven im Gazenetz. Gleichwohl ist es leicht, die Entwickelung einiger Spongien zu studiren, da sich dieselben im Aquarium eine Zeit lang halten und hier auch fortpflanzen. Diese Schwammlarven sind ebenso wie die marinen Infusorien nicht gut conservirbar und müssen an Ort und Stelle lebend studirt werden.

Die Schwämme selber lassen sich ohne Schwierigkeit in Weingeist oder auch trocken präserviren; aber zum Studium ihres feineren Baues sind solche Hülfsmittel nöthig, wie sie nur in einer zoologischen Station dem Forscher zur Verfügung stehen. Die Spongienfauna des Golfes von Triest ist eine recht reiche und mannigfaltige, so daß schon O. Schmidt — damals in Graz — anfangs der Sechzigerjahre veranlaßt wurde, diese bis dahin sehr wenig bekannte Thiergruppe zu bearbeiten.

Auch Schmidt's Nachfolger in Graz, F. E. Schulze, wendete sich dem Studium der Spongien zu, doch erreichte Schulze, dem nun die Triester Station zur Verfügung stand, ganz andere Resultate, wie Schmidt. In einer Reihe monographischer Bearbeitungen des Baues und der Entwickelung der Triester Spongien legte Schulze den Grund zu unserer gegenwärtigen Kenntniß dieser Thiergruppe und wir können wohl behaupten, daß die großen Monographien über Spongien, welche in den letzten Jahren erschienen sind, nicht hätten geschrieben werden

können, wenn nicht die Triester Station existirt und Schulze in den Stand gesetzt hätte, seine wichtigen Arbeiten Ende der Siebzigerjahre zu schreiben.

Auch die Entwickelung der Spongien wurde an Triester Material in Graz und Wien von Schulze und C. Heider studirt.

Graeffe hat eine Liste der Spongien des Golfes von Triest in den Arbeiten des zoologischen Instituts veröffentlicht.

Die höheren Coelenteraten, Pflanzenthiere, Quallen, Korallen und Seerosen sind ebenfalls im Golfe von Triest reich vertreten.

Ueberall, wo frische Flächen des Meeresgrundes exponirt werden, setzen sich bald Eudendrien, Sertularien und andere Hydroidpolypen an, welche rasch zu buschigen oder rasenförmigen Colonien auswachsen und sich einige Monate halten, bis sie von anderen festsitzenden Organismen verdrängt werden. Solche Hydroiden können jederzeit an der Oberfläche von Steinen, Muschelschalen u. dgl. gefunden werden. Ihre Conservirung macht einige Schwierigkeit und erfordert Behandlung mit Osmiumsäure, Sublimat oder anderen Erhärtungsmitteln.

Einige dieser Pflanzenthiere sind zeitlebens und in allen Generationen festsitzend und nur ihre Embryonen schwärmen aus und verbreiten die Art von einem Punkt zum anderen.

Bei vielen wird aber ein Generationswechsel beobachtet insoferne, als an dem ursprünglichen, aus dem Embryo hervorgegangenen festsitzenden Polypen andere durch Knospung entstehen, welche in ihrem Bau wesentlich von diesem Stammpolypen abweichen und sich in Gestalt kleiner Quallen — Hydromedusen — loslösen und frei im Wasser herumschwimmen. Erst diese Generation erzeugt dann wieder die Eier, aus denen wieder ein schwärmender Embryo hervorgeht, sich festsetzt und zu einem neuen Stammpolypen wird.

Die meisten dieser Quallen bleiben klein und man fischt sie in großer Zahl — zu gewissen Zeiten — mit dem Gazenetz. Nur wenige, wie die Zygodactyla, erreichen bedeutendere Größe. Alle diese lassen sich nur unter Anwendung der neueren Methoden mit Osmiumsäure härten und conserviren und ihr Studium wäre ohne die Hülfsmittel einer zoologischen Station kaum durchführbar. Claus hat einige wichtige Arbeiten über den Bau und die Entwickelung von Thieren dieser Art aus der Triester Station veröffentlicht.

Noch schöner und zarter als die Pflanzenthiere und Hydromedusen sind die mit diesen verwandten, in Triest allerdings nur durch wenige kleinere Formen vertretenen Siphonophoren. Es sind frei-

schwimmende Colonien von verschiedenartig differenzirten Individuen, die alle mit einander derart zusammenhängen, daß die ganze Colonie ein solidarisches Ganzes, ein physiologisches Individuum repräsentirt. Einige der Glieder einer solchen Colonie sind glockenförmige Schwimmthiere, andere fadenförmige Fangthiere, wieder andere sackförmige Nährthiere u. s. w. Erst in neuester Zeit ist es gelungen, diese prächtigsten Zierden des Meeres zu conserviren und genauer zu studiren. Man muß dieselben schöpfen, da sie, im Gazenetz gefangen, erheblich verletzt werden. Auch die Siphonophoren können am besten mit Osmiumsäure gehärtet und durch allmählich zunehmende Grade von Alkohol, schließlich in starken Weingeist gebracht werden, ohne daß ihre Form wesentlich verändert wird. Auch über den Bau und die Entwickelung der Triester Siphonophoren (Halistemma tergestinum) verdanken wir Claus eine größere Abhandlung.

Actinien (Seerosen) und Korallen, besonders die ersteren, sind in Triest häufig. Die weichen Fleischkorallen — Alcyonarien — sind seltener. Die Actinien kommen in allen Tiefen vor. Die an der Fluthlinie gedeihende Art ist sehr zahlreich und bildet stellenweise ganze Rasen dicht aneinander gedrängter Individuen. Sowohl die Actinien wie die Korallen (Cladocora), welch' letztere kleine Bänke bilden, wurden von v. Heider genau untersucht.

Größer und auffallender als die zarten Hydroidmedusen und Siphonophoren einer- und die festsitzenden Actinien und Korallen andererseits sind die eigentlichen Schirmquallen, die Scyphomedusen.

Die Anzahl der im Golfe von Triest auftretenden Arten ist gering, aber sie werden öfters, so namentlich in den Sommermonaten, in großen Schwärmen beobachtet. Die meisten der vorkommenden Formen werden auch im Atlantischen Ocean (in der Nordsee) gefunden.

Wenn Nordostwinde reines Wasser in die Bucht geschafft haben, dann findet man die Schirmquallen an der Oberfläche des Meeres. Bei Regen verschwinden sie, indem sie sich in größere Tiefen zurückziehen. Die Coelenteraten im allgemeinen und besonders auch die Schirmquallen haben nur wenige Feinde: unter diesen den Mondfisch (Orthagoriscus), der sich vorzugsweise von Quallen nährt.

Eine Anzahl von Fischarten lebt in der Jugend in den Leibeshöhlen gewisser großer Schirmquallen, wo sie jedenfalls Schutz vor Verfolgung finden.

Aus dem Ei der Schirmqualle entwickelt sich eine schwärmende Larve, welche sich an passender Stelle am Grunde des Meeres fest-

setzt und zu einem Polypen auswächst. Von diesem sprossen andere Polypen derselben Form hervor und es schnüren sich dann scheibenförmige Stücke von den Polypen ab. So entstehen kleine freischwimmende Schirmquallen, welche nur 2 bis 3 Millimeter groß sind. Solche fängt man häufig mit dem Gazenetz in beträchtlicher Anzahl. Aus ihnen entwickeln sich durch allmähliche Metamorphose und durch bedeutendes Wachsthum die Schirmquallen, von denen viele einen Durchmesser von $^1/_2$ bis $^2/_3$ Meter erreichen. Einige Schirmquallen sind im Golfe von Triest recht häufig, und diese lieferten das Material zu mehreren umfangreichen Medusenarbeiten von Claus.

Besonders hervorzuheben wäre, daß die ganze Entwickelung der „wurzelmündigen" Schirmquallen zuerst an Triester Material — von Claus — studirt und festgestellt wurde.

Die Echinodermen — Seesterne, Seeigel und Haarsterne — sind in Triest reich vertreten, etwa ein Drittel aller bekannten mediterranen Arten kommen im Golfe von Triest vor. Graeffe hat eine Liste derselben publicirt, in welcher 36 Arten aufgezählt sind. Die meisten leben in größeren Tiefen und kommen nur zur Laichzeit empor. Dann schaaren sie sich zu Gruppen zusammen, welche sich an die Hafenbauten ansetzen. Der Vortheil dieser Zusammenschaarung liegt offenbar darin, daß dadurch die Begegnung der frei in's Wasser abgegebenen Sexualproducte erleichtert wird.

Besonders interessant ist die schöne, rothe, stiellose Seelilie (Comatula), deren Entwickelung — an Triester Material — von mehreren Gelehrten verfolgt wurde.

Die Entwickelung der Seesterne ist eine sehr complicirte Metamorphose. Die freischwimmenden Larven derselben werden häufig mit dem Gazenetz gefangen.

Die Anzahl der wissenschaftlichen Arbeiten, welche über die Würmer des Golfes von Triest in der zoologischen Station durchgeführt wurden, ist eine bedeutende, und einige derselben enthalten Resultate von großem wissenschaftlichen Werth. Besonders hervorzuheben sind die Untersuchungen Hatschek's über die Entwickelung der Sternwürmer (Gephyreen) und Ringelwürmer (Anneliden); ferner die Arbeiten v. Graff's über Turbellarien, Myzostomum und seltene Anneliden.

In dem Darmkanal der Fische kommen sehr häufig verschiedene Arten von Eingeweidewürmern vor. Ueber dieselben wurden Abhandlungen von Pintner, L. Lorenz von Liburnau und Wierzejski veröffentlicht.

Von allen Thiergruppen sind es aber die Krebse, denen durch das Interesse, welches der Leiter der Station dieser Gruppe zuwendete, die größte Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und es sind allein in den „Arbeiten des zoologischen Institutes Wien“ nicht weniger als 17 Abhandlungen über den Bau und die Entwickelung der Crustaceen veröffentlicht worden, zu denen das Material vornehmlich von der Triester Station geliefert wurde.

Der Formenreichthum der adriatischen Crustaceen ist ein sehr bedeutender und da bislang zahlreiche Verhältnisse der Organisation derselben unerforscht geblieben waren, so sind die auf diesem Gebiete erlangten Ergebnisse von besonderer Wichtigkeit.

Außer den Monographien von C. Claus über das System der Crustaceen, über Nebalia, Apseudes und die Phronimiden wären hervorzuheben die Arbeiten Grobben's über die männlichen Genitalorgane der höheren Krebse, den Genitalapparat der Stomatopoden und die Entwickelung von Cetochilus, ferner die Publication über die Bopyriden von Walz, über Amphipoden von Nebeski, über die Notodelphyiden von Kerschner, über Lernanthropus von C. Heider, über Schmarotzerkrebse an Cephalopoden von A. Wierzejski, über Caprella von Gamroth.

Die Weich- und Mantelthiere sind ebenfalls in Triest reich vertreten und besonders von Hatschek, Grobben, Haller und Seeliger auf ihre Organisation und Entwickelung hin untersucht worden.

Graeffe hat eine ausführliche Liste der in Triest vorkommenden und auch von weiterher auf den Triester Markt gebrachten Fische veröffentlicht. Gar nicht selten ist der Zitterrochen, dessen großer elektrischer Apparat von mehreren Gelehrten in Triest untersucht worden ist. Auch über das Gehirn der Triester Selachter ist von Rohon eine umfassende Abhandlung veröffentlicht worden.

Diese Skizze der wissenschaftlich-zoologischen, in der Triester Station ausgeführten oder doch mit ihren Hülfsmitteln begonnenen Arbeiten wird hinreichen, um zu zeigen, daß die Station bis nun kräftig an dem Aufbau der Wissenschaft mitgeholfen hat und der Zoologie ebenso zum Vortheil gereicht, wie uns Oesterreichern zur Ehre.

An Oesterreichs Alpenbahnen.

Ein Führer im Liede durch Oesterreichs Hochgebirgswelt.

Von P. v. Radics.

Motto's: Rüstig wandelst du fort die Alpenpfade der Edlen,
Wo die reinere Luft Busen und Stirne bekühlt,
Pflückest vom Felsengeklipp', vom schmalen Rande des Abgrunds
Duftende Blumen und schlingst sie zum harmonischen Kranz,
Ihn zu tragen, ein Opfer, zum Hochaltare der Menschheit. —
Nicolaus Lenau: Einem Freunde in's Stammbuch.

— — Amt der Poesie in allen Tagen
Ist's, hoher Geist, dein Siegesfest verschönen,
Wie der Victoria Goldbild überm Wagen
Des Triumphators schwebt, um ihn zu krönen,
Schon seh ich dort entlang des Gaues Straßen
Die dampfgetrieb'nen Wagenburgen fliegen,
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Thurm und Geschwader tragen fort zu Siegen.
Anastasius Grün: Poesie des Dampfes.

Die Kunst in Wort und Bild, sie hat schon in frühen Zeiten, da „das schöne Wandern“ Paul Heyse's „dem Gebirg entgegen“ noch nicht so wesentlich erleichtert war wie heute, ihre Hauptmotive mit Vorliebe entnommen den wechselvollen Erscheinungen unserer österreichischen Hochgebirgswelt, mit ihrer reichen Fülle an Gletschern und Berggiganten aller Arten und Formen, von Gebirgsseen in allen Farben und Tinten, von Thälern und Schluchten und „Gräben“ jedweder Größe und Ausdehnung, mit ihrer reichen Fülle durch Glauben und Gebräuche, Geschichtserinnerungen und Einzelthaten denkwürdigen Stätten, mit ihrer reichen Fülle durchwegs originell markiger, eigenartiger Volksstämme, eigenartig in Sprache, Tracht und Sitte!

Gleichwie aber, dank dem in unseren Tagen immer mehr sich verknotigenden Netze der Eisenbahnen und der dieselben allmählich com-

pletirenden Herstellung von Weltwasserstraßen, der Zuzug der Touristen in unsere Alpen sich mit jeder Sommersaison mehrt und steigert, ebenso spiegelt sich auch immer mannigfaltiger der „Geist der Poesie, der mächtig waltet und unsichtbar umkreist die Höhen alle“, „der auf Blumen und Felsenritzen Purpur gießt und Schnee“, der „im Klang der Wellen tönt“ und in des „Alpsee's blauen Wellen schlummert“ aus unseren Bergen wieder in den Liedern all' von heutigen Dichterfahrten.

Ganz anders begreift sich zwar das Wort: Dichterfahrten heute im sanften Dahingleiten auf den Schienensträngen unserer österreichischen Gebirgsbahnen in den comfortablen Intercommunicationswagen der Süd- und Staatseisenbahn, die uns in wenig Stunden aus der vielwerthen Kaiserstadt an der schönen blauen Donau in das Herz unserer österreichischen Alpen entführen, im Gegenhalte zu den abenteuerlichen Reitstationen der mittelalterlichen Sänger und den vollbeschwerlichen Fußtouren ihrer Nachfolger auf mehr minder breitem Straßenbande, durch die grüne Flur gezogen von Reich und Land, oder zur rumpelnden und humpelnden Fahrt mit dem „Schwager“ im Gebirgspostwägelchen!

Und doch, wenn wir die Lieder zu Lob und Preis von Oesterreichs Alpenwelt, die von heute und die von ehedem, vergleichen, wir werden da, was den Gehalt betrifft, kaum einen wesentlichen Unterschied herausfinden können; die Begeisterung ist ja immer und bei Allen die gleich hohe, der Ausdruck derselben bei Allen ein gleich inniger und warmer, und was sie etwa voneinander unterscheiden mag, liegt eben nur in den ihren Zeiten anhaftenden Ausdrucksformen.

Daher werden unsere freundlichen Leser, wenn wir ihnen zu ihren Alpenfahrten durch Oesterreich solche Lieder als „Führer“ mitgeben, gewiß gleich gehoben sich fühlen, ob der Sang nun von früher her oder von heute stammt, ob er von einem Sänger stammt, der zu höchst steht oder niederer auf dem Parnasse, das eine ist und bleibt immer das Entscheidende: die dem Erschauen der Alpen Oesterreichs entstammende Liebesgluth des Dichters für dieselben, der naturwahre und dabei unvergängliche Wiederschein des „Alpenglühens“ in der Poesie!

* * *

Von da, wo die Centralbahnhöfe der Alpenbahnen Oesterreichs stehen, die hallengeschmückten Prachtbauten der Südbahngesellschaft und Staatseisenbahnlinien, aus der in der neuen Zeit so herrlich neu-

gewordenen altberühmten Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, wollen wir diese Ausfahrt in unsere Berge thun, aus dem gastlichen Wien, das schon der heimathliche Minnesänger vom Layener Ried, der Tiroler Herr Walther von der Vogelweide gepriesen:

Kann einer sprechen, die da leben,
Mehr Gab' hätt je er sehen geben,
Als wir in Wien so ehrenvoll empfangen —

und wo heute in der Epoche des geistigen Gebens und Empfangens in reizvollem Wechsel Anregung an Anregung sich reiht zu Schönem und Gutem, so jüngst erst die künstlerisch hochbedeutsame, fürstlich opulente, große Goldschmiedekunst-Ausstellung, diese sinnige Idee der Fürstin Pauline Metternich, zum Besten der Armen Wiens in's Werk gesetzt unter hingebungsvoller Mitwirkung eines auserlesenen Kreises gleich hoch und edel Gesinnter, in den herrlichen Prunksälen des am Neuen Markt in Wien gelegenen Palais des kunstsinnigen Fürsten Adolph Joseph Schwarzenberg.

Aus dem Geist und Herz stets zugleich erfreuenden und erquickenden Wien wollen wir ausfahren, das schon in frühen Tagen auch Dichter fremder Zunge besungen, so der Spanier Cristóbal de Castillejo, Secretär König Ferdinand I., in seinem Lobspruch der Stadt Wien:

Hier rollt die Donau mächtig breit,
Durch grüne Auen die Fluth, die holde,
Dort dehnt sich von der andern Seit'
Ein volkreich Gefilde, endlos weit
Und wogt mit üppigem Saatengolde.

Hier wohnt die Fülle; es rasselt herein
Der Wagen Zug, der Markt ist enge,
Zu fassen all' dies bunte Gedränge.
Zum Ausflug lädt die Gegend ein
Zur Jagd des edlen Wildes Menge.
Hier knüpft sich leicht der Gesellschaft Band.

Castillejo, der auch schon das „Umland Wiens" hochgepriesen, die Gegend der heutigen Sommerfrischen an der Südbahn, das Umland, das ihm lieferte

Der Früchte stets willkomm'ne Gaben
Und Geist und Körper zu erlaben
Erles'nen Wein, der Tafel Zier.

An den goldigen Rebenhügeln der Ostlehne des bezaubernden Wienerwaldes vorüber und weiterhin geht es in eiligem Laufe dem Gebirgsmassiv des Schneeberges zu und alsbald beginnt Ludwig August Frankl's **Semmeringfahrt:**

Wir flogen durch der Alpen Regionen
Am Abgrund — das erschrock'ne Auge mißt
Ob diese Klüfte, wo die Schrecken wohnen,
Ob tiefer das Gewölb des Himmels ist?

Wie durch die Wüste dem erwählten Volke
Zieht hell die Feuersäule uns voran.
Die Burgruine, hoch bis in die Wolke
Jetzt unter uns, gafft hohlen Aug's uns an.
— — — — — — — — — — —
Es bleibt vor Staunen festgewurzelt stehen
Der Wald, bedenklich schüttelt er sein Haupt;
Der Bergfürst sieht verwundert stolz uns gehen,
Wo er nur sich und Einsamkeit geglaubt.

Die Adler zu Genossen um die Wette
Mit ihnen reisen kühn wir, stahlgesohlt;
— — — — — — — — — — —
Abwende jetzt, wen Taumel faßt, die Blicke.
Und wem das Herz im Busen zaghaft pocht —
Titanenhaft hebt Brücke sich auf Brücke,
Die fliegend einen Abgrund überjocht.
— — — — — — — — — — —
Wir seh'n zurück, entsetzt! Wo flücht'ge Gemsen
Nur sonst den Sprung gewagt, dort fuhren wir,
Nur muß die Kraft der Wagenlenker bremsen,
Wir zieh'n durch der Urwelt Nachtrevier.

Phantastisch hängen Felsen uns zu Häupten,
Berggeister sind die Funken in der Nacht,
Die zischend, wirbelnd auseinander stäubten —
Kein Menschenlaut, nur Wagendonner kracht.

Hier hat durch Urgebirge für das Leben
Der freie Geist geschaffen eine Bahn
Verbindend Völker und versöhnend, heben
Des Wissens und Verkehrs Triumphe an.

Es tagt! — — — — — — — — — — —

Der letzte Tunnel ist durchrast und im freiesten Ausblick grüßen wir die weißgrüne **Steiermark** schier andachtsvoll, als wär' jeder Morgen, der uns hier umfängt, ein Sonntagsmorgen, mit P. K. Rosegger also:

Gottbegnadet Land! Zur Maienzeit
Sei dir Styria ein Strauß geweiht.
Du bist göttlich schön. — Die Felsenstirn
Stolz gekrönet mit diamant'ner Firn!
Leuchtend dir im Aug' die klaren See'n,
Wo als Brau'n die heiligen Tannen stehen.
Hier die gold'nen Aehren, dort die Reben
Froh um Deinen Busen Kränze weben.
Und allda, wo anderwärts der Spaten
Nichts zu finden weiß, als ewigen Schatten,
Tief in deiner Berge treuen Herzen
Bist du reich an unschätzbaren Erzen,
Deren Kraft der Erde Frucht erneut,
Deren Klang das reine Herz erfreut,
Deren Schall die Feinde macht erbeben,
Schön bist du und herrlich, mild und stark,
Noch im Grabe weltaufbauend Leben
Birgst du, hochgeliebte Steiermark.

Und „valiabt und vanorrt schaut oan an" sein Mürzthal, wo diesem gottbegnadeten allwärts so ausnehmend populären steierischen Poeten selbst die Wiege gestanden, das Mürzthal, das er, naiv herzlich es mit einem feiertäglich wohl aufgeputzten „Weiberl" vergleichend, also apostrophirt:

Wanst ledi no warst, na, ih müassad dih hobn!
Mih däucht, — won ich dir in's Aeugerl schau;
In's Wasserl, wias hell von Bergerl rinnt,
Und ih siah mih drein, — du host mi gern!

Und won ih deine grean Wiesen siah,
Dei Fürter und d'Waldla als Joperl dazua;
Und hinta dein Bugl in Felsloahnstuhl,
Aus Silba gossn und z'Nochts dazua
Gluatgoldene Burgn überall dron!
Wia noubl! — ah saperalot noh amol! — — —

Nach kräftiger und trefflicher Labung in der Station Mürzzuschlag zweigen wir auf jüngster Seitenlinie zu jener Stätte ab, die der „Wiener Spaziergänger" im Vormärz in fröhlicher Fußwanderung einst besucht und die er, unser vielgefeierter Sohn der Alpen, Anastasius Grün, in seiner Gebirgsreise des Pfaffen vom Kahlenberge in die Weltliteratur eingeführt, in's **Thal von Neuberg**, das „felsumglänzte, von Erz durchblinkte, waldbekränzte".

In diesem Thal

Da springt die Mürz, Mühlräder jagend,
Vorbei an Wiesen, Ackerstreifen,
Ein spielend Kind, die rollenden Reifen
Vor sich zu Sprung und Tanze schlagend.
Längst hat sich Werkfleiß angesiedelt
Maschinen rauchen, es sprühen die Essen,
Und wenn der Abend, zu vergessen
Des Tages Müh'n, dann jauchzt und fiedelt,
Hat in den Zauberkreis gezogen
Des Steirertanzes liebliches Wogen
Dich selbst, den nie von Lust Besiegten,
Daß dir nach seinem Takt sich wiegten
Die Träume der Unsterblichkeit.
Einförmig stampft ununterbrochen
Durch Nacht und Tag, durch Lust und Leid
In gleichem Maß des Hammers Pochen
Nachhallend in der Runde weit,

wie einst, „da hier noch stolz sich hob der Mönche Dom, die Klosterhalle, die Geisteresse, nun verlassen, des Horenpulsschlags Pochen ununterbrochen nachzitternd in der Runde weit."

In's Mürzthal zog es gar mächtig auch Grün's Dichterfreunde aus dem „Silbernen Café", der Kaiserstadt, zog es Lenau, Schurz u. A.

Schurz führt uns durch die

— — — graue, grasse
Fluthdurchbrauste Felsengasse,
Wie durch des Gebirges Leib,
Ueber Stege, die mit Zagen,
Selber zitternd, hin dich tragen
An die Wand: Das todte Weib

und dieser Wand, riesig ragend, ihr entstürzet:

Unversieglich, tosend, jach —
Frische Milch, ist weißer nimmer —
In der Sonne Mittagsschimmer
Ein mit Schaum bedeckter Bach

und die vom Dichter um den schauervollen Namen dieser Bergwand befragte „schleierreich" hier thronende Göttin giebt Auskunft, was diese Felsenmauer also furchtbar das „todte Weib" getauft:

Traun, wohl war's ein Ungeheuer,
Die, was Wölfinnen doch scheuen,
Und des Tigerweibes Lust:
Einst ihr Kind, statt es zu stillen
Um der Schönheit Blüthe willen
Legt an einer Quelle Brust.

Und des weggeworf'nen Kleinen
Todtgeweihten Würmleins Weinen
Stieg schnell durchs Gewölb empor,
Und der Herr in seinem Grimme
Mit der hundert Donnerstimme
Rief in der Entmenschten Ohr:

Weib du sollst nicht Frevel treiben,
Was du bist, das magst du bleiben,
Ungethüm, herzloser Stein!
Fleuch in starre Felsenwüste,
Sei selbst Fels und deiner Brüste
Milch soll nun ein Sturzbach sein!

Dort als Riesenfelsgemäuer
Starrt das Mutterungeheuer
Stein — der einst so zarte Leib;
Siehst du nicht den Milchbach schimmern?
In des armen Waisleins Wimmern
Ewig heult das todte Weib!

Von diesem Excurse bald wieder zurück und wieder die Hauptlinie der Südbahn gewinnend, planen wir doch alsbald wieder ein neuerliches, und zwar längerwährendes Verlassen dieser Strecke, die uns dann später, nachdem wir die nordwestliche Steiermark, das Salzkammergut, Salzburg und einen Theil Kärntens durchkommen, länger und dauernder in Tirol — wir möchten sagen diesem Stammlande der österreischen Alpenwanderungen — in Kärnten und Krain festhalten wird, und sie, die Hauptstrecke der Südbahn, sie bietet dann, an ihrem südöstlichen Endpunkte jene unvergleichliche Winterstation in Abbazia, die es möglich macht, das ganze Jahr über zu weilen an — „Oesterreichs Alpenbahnen."

Mit solchem frohbegrüßten Ausblicke in die Zukunft unserer Alpenfahrten haben wir uns vorläufig vom freudumkränzten Südbahnnetze in Leoben getrennt, um von da auf die Staatseisenbahnlinien überzugehen.

Noch ein Gruß etwa, wie ihn angestimmt ein ehemaliger Montanschüler J. Mayer-Tuchler „an Leoben“, „das schmucke Städtchen, tief im Gebirg und seinen Thurm seltsam schief und grau“:

Ich hör' die alten frommen Weisen wieder
Der Alpenwelt, ich seh die Knappen schreiten
Im Sonntagsstaate übern weiten Platz
Des Städtchens — — — — —
Und mancher Mädchenname pocht so leis
Erinnernd an die Pforte meines Herzens
Denn auch die Liebe flocht ein Röslein ja
Ins bunte, bunte jugendtolle Treiben.
Glückauf ihr hohen, wildgezackten Felsen
Ihr grünen Teppiche der Almen, drauf
Die Heerden ruhen so friedlich glockenläutend,
Ihr tiefen Gruben, wo die Schüsse donnern —
Ihr lieben Bilder alle, aus der frohen
Bergschülerzeit: Glück auf! Glück auf! Glück auf!

Glück auf! tönt es von den wildgezackten Felsen auch dir zur Weiterfahrt gegen Selzthal und die „sausende“ Enns entlang. Dem hochromantischen Thal der Enns widmet Friedrich Marx seinen Sang vom

Ennsthal.

Unermeßlichen Glanz und wonnige Fülle des Daseins
Strahlst du mir, sonniger Tag, rings aus dem schimmernden All!
Himmelanragendes Alpengebirg in gewaltiger Runde,
Wälder umschatten den Fuß, hell vom Gelände umsäumt,
Das mit reifendem Korne und grünenden Auen sich aufthut,
Von dem Spiegel der Enns zögernden Laufes durchwallt.
Gastlich flimmert des Kirchthurms Knauf vom Walde herüber,
Ladet zu traulicher Rast dich unter ländlichem Dach.
Falken umkreisen der Burg zertrümmert Gemäuer hier oben,
Die auf röthlichem Fels mächtig dem Thale gebot.
Ueberwölbt von Kronen der Linden am tosenden Gießbach
Lugt der Nymphe des Quells blinkender Giebel hervor.
Reizvoll prangend die Nähe und glückverheißend die Ferne
Da wird Wahl dir zur Qual, wurzelt im Boden dein Fuß,
Neidest den Adler du, der schwebend auf mächtigem Fittich
Mit scharfblickendem Aug' Himmel und Erde umspannt.
Wunschlos athmest Du Schönheit — Frieden und süßes Vergessen
Weht dir der duftige Wald, rauscht der krystallene Bach;
Eins mit dem All der Dinge, von Lebensströmen durchfluthet
Fühlst du mit Blume und Strom, Reh dich und Adler verwandt.

Draußen auf eisernem Strang vorüberjagen die Menschen,
Wiederhallt im Gewänd' oben der donnernde Flug,
Wie dort Säulen des Rauchs die sonnige Flur mir verdüstern
Und die gespenstige Jagd hinter dem Berge verschwand.
Tausende stürmen vorüber im Joch des Erwerbs und Genusses,
Selber nur sich zu entfliehn' taumelnd in heißer Begier;
Hell durch die Scheiben herein begrüßt sie der goldene Frieden
Sommerlich prangender Flur, schattiger Thäler umsonst!
Treulich, — laßt Ihr die Welt nicht zurück und fühlt Ihr im Herzen
Euch vom versunkenen Wrack nicht auf den sicheren Strand
Gleich dem Schiffer gerettet, von einem Wunsch nur des Daseins,
Was auch die Fluth ihm verschlang, wonnigen Schauers erfüllt —
Schweiget die Stimme des Alls am tosenden Bach wie im Walde,
Der dem verwundeten Hirsch heilende Kräuter entdeckt,
Menschliches Leid in Schlummer wiegt, sein lauschig Geheimniß
Ahnendem Kinde sogar holdesten Zaubers enthüllt;
Schwingt Euch auf silbernem Firn des Gebirgs, im blauenden Aether
Wie auf den Wogen des Meers auch in der eigenen Brust!

Aus der Welt des Gefühls ins reale Dasein nur ein Schritt! Wir sind das Ennsthal durcheilend in der durch ihre Eisenfabrikate altberühmten Stadt Steyr angelangt, und sehen uns in diesem am Zusammenflusse der Enns und Steyr gelegenen von dem für's Vaterland hochverdienten, zu früh geschiedenen wackern und genialen Werndl zum Emporium der österreichischen Waffenindustrie erhobenen lieblichen Orte weidlich um, gedenkend der heute mehr denn je actuellen Verse K. A. Kaltenbrunner's:

Hin über Meere trägst du deine Waare
Auf deren Stahl die Völker dort vertrauen,
Die Hämmer tönen fort und scharfe Klauen
Durch norisch Eisen giebst du Oesterreichs Aare

und fügen wir nun bei auch Hohenzollerns uns engverbündetem Aar!

Nachdem wir einen der bezauberndsten Ausblicke, den eine Stadt in Oesterreichs Bergwelt nur immer bieten kann, den entzückenden Ausblick von der Brücke hier genossen, kommt uns des Heinrich von Ofterdingen **Abschied von der Styraburg** in den Sinn, und wir recitiren in Ritter v. Scheffel's meisterhaften Wiedergabe die beiden Strophen:

Fahr wohl, die Hort und Nest mir war,
Du gute Burg von Steier
Gott schenkt dir noch manch' lustsam Jahr
Tanz, Schall und Rosenfeuer

Fahr wohl duftsüßer Lindengang
Zur Garstner Klosterpforte,
Wo ich im ersten Singedrang
Den Vöglein stahl die Worte.

Fahr wohl, schneeblanke Alpenpracht
Umblitzt vom Abendstrahle,
Freirauschend drängt die Enns mit Macht
Den Fluthenschwall zu Thale,
Und Well um Welle raunt mir zu:
Auf, flieh' mit uns ins Weite,
Der Tapf're kennt nicht Rast noch Ruh,
Und Kraft wächst nur im Streite.

In freier Nutzanwendung auf unsere Tage: der tapfere Tourist! Denn zurück mag es gehen, der Enns wieder entgegen, dem wildtosenden „Gesäuse" entgegen bis Hieflau, von wo sich dem „tapfern" Touristen all die reizenden Partien in die Hochthorgruppe eröffnen von wo er an dem wohlgehegten althistorischen Jagdgebiete unseres Monarchen in der wunderlieblichen Hochgebirgsidylle der Radmer vorbeikommen, von wo er zur hellweißschimmernden Eisenblüthe des Erzberges vordringen kann, zur vorzüglichsten Geburtsstätte des „steiermärkischen Eisens", dem der nimmer alternde Karl Gottfried Ritter von Leitner die kosmopolitischen Worte zum Geleite giebt:

Ein Geschlecht von Nerven ranke
Um die Welt als magisch Band,
Daß dran blitze der Gedanke
Leuchtend hin von Land zu Land.

Leg' allüberall Geleise,
Daß die Menschheit froh geschaart,
Her und hin in Sturmesweise
Jauchzend halte Wanderfahrt.

Ferne dann und Fremde schwinde,
Wie geträumter Uebel Spur,
Und als Brüder traut verbinde
All' uns eine Heimath nur.

Der kosmopolitische Gedanke, wo kann er aber, außer im Hinblicke auf Eisenbahn und Telegraphen, nachhaltiger auf uns eindringen, als in einer Bücherei, zumal in der eines alten, hochvermögenden Klosters.

Admont, das mehr als 800jährige Benedictinerstift, so knapp am Schienenstrang zwischen Hieflau und Selzthal — heute dank den

eigenen Touristenzügen der Staatseisenbahnlinien ein „Tagesausflug" von Wien über St. Valentin und Steyr her, — es ladet zum Besuche seines weitberühmten, imposanten, freskengeschmückten, schätzereichen Bibliotheksaales, einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Aber auch die Klosterchronik von Admont ist reich an Ereignissen des Hauses selbst und an Thaten zum Segen von Land und Reich. Ein tiefergreifend Genrebild aus dem engeren Mönchsleben daselbst hat aber aus längstverklungenen Tagen Joh. G. Seidl gezeichnet in dem Gedichte:

Die zwei Brüder zu Admont.

Zu Admont saßen, gereiht im Chor
Die ernsten Mönche und sangen;
Ein schweres Wetter stieg empor,
Die fernen Donner klangen.

Ein Uhrblatt rechts, ein Uhrblatt links,
Darunter zwei Klosterbrüder;
Die Zeiger deuteten ernsten Winks
Auf ihre Häupter hernieder.

Des Liedes Choral, des Donners Wort,
Die stimmten gar wohl zusammen;
Dazwischen Blitze fort und fort
Statt flackernder Kerzen Flammen.

Es ist ein ernstes Chorgebet,
Die Fenster klirren im Sturme;
Die nächtige Wetterwolke steht
Wie sinnend ober dem Thurme.

Die beiden Brüder aber im Chor,
Sich immer gar treu ergeben,
Die blickten aus ihren Büchern empor,
Erfaßt von heimlichem Beben.

Und oben die Zeiger sich deckend genau,
Halb sechs Uhr wiesen sie mahnend —
Da schlägt der Blitz in des Münsters Bau
Den Weg zu den Uhren sich bahnend.

Und rechts und links an den Zeigern zugleich
Sich spaltend, fährt er hernieder; —
Getroffen sinken von einem Streich
Die treu sich ergebenen Brüder.

Da schwieg wohl das Lied — doch der Donner auch
Die Wolke weint im Entweichen,
Und seufzend streifte der Abendhauch
Hin über die beiden Leichen.

Ueber das lebhaft freundliche Liezen hin, wo das trautliebliche Heim eines gefeierten Kunstmäcens, des vielbewährten Förderers des in aller Welt gepriesenen Wiener Männergesangvereines, das Heim Nikolaus Dumba's uns winkt, finden wir (bei Steinach-Irdning) den Anschluß an die Salzkammergutbahn, diese Perlenschnur unter unseren österreichischen Alpenbahnen, durch deren kunstgerechte „Fassung" Karl Baron Schwarz ein vollendetes Meisterwerk geschaffen.

Den in achtunggebietender Isolirung dastehenden mächtig aufragenden, in tiefvioletter Tinte einen fast düsteren Eindruck zurücklassenden Grimmingen zur Linken geht es zunächst durch die Tauplitzer Thalbucht und den Klachauer Engpaß über Moorboden, dann der Gegend von Aussee zu, die schon der früheste Erschließer der deutschen Alpen, Schaubach, „eine der schönsten des gesammten Alpenlandes" genannt hat. Was Wunder daher, daß dieses Aussee mit seiner nächsten und näheren Umgebung auch frühe schon ein Lieblingssommersitz eminent distinguirter Naturfreunde und Naturkenner geworden und seinen Rang als solcher auch in der Hochfluth des Sejourwesens behauptet hat.

Und welch' illustre Namen vereint nicht das „Fremdenbuch" dieses „exquisiten Alpenbades", illustre durch Geist und Geburt ihrer Träger, die diese Gedenkblätter in so hohem Grade bedeutungsvoll erscheinen lassen für Mit- und Nachwelt! Diesen Gedenkblättern entnehmen wir außer den Namen von für die Geschichte und die Wohlfahrt Oesterreichs höchst- und bestverdienten Männern, die je im Staatsrathe dieses Reiches gewirkt, auch zahlreiche hervorragende Vertreter von Oesterreichs Kunst in Wort und Bild. Diesem „Fremdenbuche" von Aussee entnehmen wir auch Nikolaus Lenau's Verse auf.

Altaussee und Waldbachstrub

(See und Wasserfall).

Die Felsen schroff und wild.
Der See, die Waldumnachtung
Sind dir ein schönes Bild
Tiefsinniger Betrachtung.

Und dort mit Donnerhall
Hineilend zwischen Steinen,
Läßt dir der Wasserfall
Die kühne That erscheinen.

Du sollst gleich jenem Teich
Betrachtend dich verschließen,
Dann kühn, dem Bache gleich,
Zur That hinunterschießen.

An die Perle Aussee reiht die Perle Hallstatt sich, Hallstatt, wo den Reizen der Natur heute auch der Reiz der Forschung zugesellt erscheint, seit man aus prähistorischem Gräberfelde hier die nun sogenannten „Hallstätter Funde" zu Tage gefördert hat. Trotzdem bleibt jedoch der Hauptmagnet, der des Naturfreundes Schritten hier immer wieder Halt gebietet, der mächtigste Rivale unter seinen Genossen, den herrlichen Bergseen des Salzkammergutes allen, der unvergleichlich schöne **Hallstätter See**, welchen Karl Egon Ebert Allen voran also gefeiert:

Du stiller See mit deinem weiten Bogen,
Sag', wie beginnst du's, immer grün zu bleiben,
Ob wühlend auch in deinen glatten Scheiben
Manch schwarzer Bergstrom rasend kommt geflogen?

Manch scharfer Kiel zerschneidet deine Wellen,
Vom Hochgebirge schwere Felsenschollen
Herunter in dein weiches Bette rollen,
Daß ächzend rings empor die Fluthen schnellen.

Und dennoch wandelt nie sich deine Farbe,
Du trägst die Hoffnung stolz auf deinem Rücken
Und ob der Fels herniederbräch' in Stücken,
Dir bleibt von seinem Sturz doch keine Narbe.

Und an die Perle Hallstatt schließt bald sich die größte und schönste wohl dieser Perlen, Ischl, der vielbeliebte alljährlich aufgesuchte Sommersitz unseres Allerhöchsten Hofes, oft und oft schon ruhmvoll besungen; doch die schönste Eigenart Ischls als vornehmlich heilbringender Badeort hat der „Sänger des Salzkammergutes" K. A. Kaltenbrunner aufgefaßt in seinem Hochgesange:

Ischl

Gesegnet sei mit deines Salzes Soolen,
Mit Deiner Kraft, die Leidenden zu heilen!
— O seht! wie sie von allen Landen eilen,
Um deiner Göttin Huldgeschenk zu holen!

Und mögen scheidend sie nach beiden Polen
Auf ihrer frohen Heimkehr sich zertheilen:
Du wirst — wo immer, die genesen, weilen —
Allüberall mit heißem Dank empfohlen.

Die Berge steh'n im nahgerücktem Kreise,
Dich drängend in das tiefe Thalgehäuse,
Das lange nicht dein Name überstiegen.

Nun ist bedeutsam er hinausgedrungen
Und fordert in der Ferne Huldigungen,
Sich rühmend mit Hygeens schönen Siegen.

Doch weiter vorwärts! — Hell lachen die Ufer des sonnigbeglänzten Traunsees, die wir hochentzückt erschauen, da unser Zug sich der frühgenannten Bergstadt **Gmunden** nähert, in unseren Tagen ein fashionabler Curort mit allen Vergnügungen eines solchen, gehoben durch die hier nun schon eingebürgerten stets trefflich gelingenden farbenreichen „Regattas", Gmunden, zugleich ein Rendezvous-Plätzchen der Kunstwelt unter der geistvoll prickelnden Führung der einstigen „Grille", der hochgefeierten Gräfin Fifi Prokesch-Goßmann. Aus seinem „Dichterheim" Gmunden richtete aber schon 1839 der intime Freund Lenau's und des „verabschiedeten Landsknechts" der oberösterreichische „Dichterpatriarch" L. M. Schleifer bei der ersten Ankunft des nach weiland der erlauchten Mutter unseres erhabenen Monarchen benannten ersten Dampfbootes „Sophie" in Gmunden* an den Bergesalten, der zu Seiten des Sees still majestätisch ragt, sein Weihegedicht:

An den Traunstein

das also lautet:

Wie lang schon magst du mit dem altergrauen,
Erhabnen Haupt, von Donnerschlägen wund,
Auf See und Hügel, tief im Thalesgrund,
Auf all des Volks Gewimmel niederschauen!

Du warst kein Jüngling mehr, als in den Wogen
Zu Noah's Zeit die Erde untersank;
Den ersten Jäger, der vom Traunsee trank,
Du sahst ihn, seine Wolfshaut, seinen Bogen.

---

*) Im Mai d. J. feierte die Traunsee-Dampfschifffahrtsgesellschaft ihr 50jähriges Jubiläum, welches auch noch der Dampfer „Sophie" und dessen Besitzer Herr Ruston mitfeierten; die Stadt Gmunden war anläßlich dieses Festes reich beflaggt, ein frohes Festmahl vereinigte die Gemeindevorstehung und die Beamten der Unternehmung. Anm. d. Verf.

Als aufgebläht von Siegen, frech und eitel
Der Römer nordwärts seine Adler trug,
Als Hermann in der Waldschlacht ihn erschlug
Warst du ein Greis und moosgrau deine Scheitel.

Wo wir nun Städte blüh'n, die Saatenfülle
Des Weizenfeld's wie Wogen wallen seh'n,
Sahst Du das Elennthier, den Bären geh'n,
Vernahmst den Zorn des Ur's und sein Gebrülle.

Als, daß vor ihm der Mensch im Staub sich beuge,
Das Kreuz versöhnend durch die Wildniß drang,
Die erste Glocke von Altmünster klang,
Warst Du beim Gottesdienst ein frommer Zeuge.

Vor Babenberg floh scheu der Magyare
Ihr Kampfgetose schlug an deine Wand;
Den Helden Habsburg sahst du zieh'n ins Land,
Und untergeh'n den Stern der Ottokare.

Und als Elisabeth des Salzbergs Gnomen
Vertrieb und aus dem Schacht den Segen rief,
Der seit der Schöpfung dort vergessen schlief,
Sahst du das Schiff der Kaiserwittwe kommen.

Seitdem blieb wenig mehr zu schau'n dir über,
Der Schwede kam — des Halbmonds wilder Troß —
Sein Schlachtroß tränkt im Traunsee der Franzos —
Du sprachst mit stillem Ernst: Ihr geht vorüber.

Und ruhig schliefst du unterm Doppelaare,
Ein halb Jahrtausend kam und ging der Tag
Wie Schiff auf Schiff, mit gleichem Ruderschlag
Das Alte immer, das Unwandelbare.

Nur heut' erbebst du, wach vom Donnerklange!
Ein Schiff, und Segel nicht, nicht Ruder d'ran,
Mit einer königlichen Frau voran,
Wogt auf dem See mit stolzem Siegergange!

Schlank, schön und feurig spielt es mit den Wellen;
Es spricht zum Sturmwind: wag es, halt mich auf!
Zu Roß und Reiter: kommt mir vor im Lauf!
Zum See: versuche es, mich zu zerschellen!

So dringt in Höh'n, die unerreichbar schienen,
In allen Tiefen dringt der Menschen Kraft;
Gefang'ne Geister löst er aus der Haft,
Beschwört und zwingt sie herrisch, ihm zu dienen.

D'rum laß dich Alter nicht vom Schlaf berücken!
Du stehst, ein Felsenthurm. wohl fest und treu,
Allein die Zeit gebärt sich täglich neu;
Bald schlägt sie über dich hin ihre Brücken.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel. Ein fünfactiges Lustspiel „Wilddiebe" erschien am 19. März im Burgtheater. Drei Männer, welche nach dem Weibe als Wilddiebe pürschen, da sie fremde Gehege plündern, gerathen, zum Bunde vereint, in ein Hôtel zu Ostende. Der Eine findet dort seine von ihm getrennt lebende Frau und seine eben zur Jungfrau herangeblühte Tochter, welchem Kinde der Zweite, sein Geselle, nachstellt, indeß der Dritte sein Weib auf das Korn nimmt. Nach einigen Verwickelungen, die mehr oder minder wahrscheinlich herbeigeführt und gelöst werden, geht das Abenteuer gut aus. Der Gatte gewinnt sein Weib wieder, die Tochter hat das Herz des Wilddiebes Nummer Zwei erobert, Nummer Drei wird mit einem Schnupfen heimgeschickt. Die Aeußerlichkeiten des Lustspiel-Repertoires der letzten zehn oder zwanzig Jahre sind hier mit gutem Gedächtniß, auch nicht ohne Geschmack für das Prickelnde abgeguckt. Das Räderwerk der Komik schnurrt leidlich ab. Aber von der Grundidee abgesehen, die ein Lustspielmotiv abgäbe und die nur zu spießbürgerlich geführt wird, ist das Stück ungelenk, oberflächlich und gehaltlos. Von Charakterzeichnung ist nichts wahrzunehmen.

Am 22. April brachte das Burgtheater als Mittagsvorstellung zu wohlthätigen Zwecken Friedrich Hebbel's fünfactige Tragödie „Gyges und sein Ring" zur ersten Aufführung. Damit gelangte ein Stück auf die Bühne, welches bereits über ein Menschenalter vor den Augen der Welt und gewissermaßen an der Schwelle des Burgtheaters lag. Nun ist das Drama ganz unverändert geblieben, ja es wurde jetzt sogar fast ohne jegliche Kürzung von Anfang bis zu Ende gespielt. Das Burgtheater hat sich also besonnen. Man sieht, daß doch die Berge zu den Propheten kommen. Hebbel hatte die feste Zuversicht, daß alle seine Stücke die Bühne erobern würden. Eduard Kulke erzählt in seinen „Erinnerungen an Hebbel" davon. Interessant für Jedermann, der die Entwickelungen des Geschmacks und der Erkenntniß verfolgt, ist es jedesfalls, zu betrachten, wie und durch welche Werke schrittweise bei Hebbel das Verständniß seiner Individualität im Publicum sich Bahn bricht. Das

Burgtheater geht hier führend voran und das ist dankenswerth. Nun ist der „Gyges“ da, in mancher Hinsicht das vollkommenste Werk des Dichters, gewiß eine höchst chararakteristische Arbeit.

An einer Stelle seines Tagebuches vom Jahre 1838 äußert sich Hebbel über den „König Oedipus“ des Sophokles. Er sagt: „Was mir als das Eigenthümlichste und das wahrhaft Ewige und Nacheiferungswerthe aus diesem großen Gemälde entgegentritt, ist die unendliche Reinheit der Zeichnung und des Colorits, die unvergleichliche Sorgfalt, womit der Dichter die verschiedenen Zustände auseinander zu halten gewußt hat.“ Hebbel hat diesem Ideal in der That nachgeeifert und am klarsten ist ihm die Darlegung der verschiedenen Zustände im „Gyges“ gelungen. In dieser Beziehung ist das Werk ein Seitenstück zum „König Oedipus.“ Wie dort die Handlung von Entdeckung zu Entdeckung aus einer treibenden Kraft heraus in die Situationen sich entwickelt, welche dramatische Stationen sind, so auch hier.

Der König von Lydien, Kandaules, beredet seinen Freund, den Griechen Gyges, mit Hülfe eines Ringes, der unsichtbar macht, in das Schlafgemach seiner Gattin zu dringen, um die Schönheit derselben zu sehen; denn er vermag es nicht, so viel Schönheit zu besitzen, ohne daß wenigstens noch Einer wisse, wie groß sie sei. Gyges widerstrebt aus dunkler Scheu, aber er giebt dem Drängen des Freundes nach. Da er Rhodopen erblickt, entzündet sich in seinem Herzen die Gluth der Leidenschaft. Er seufzt auf und dreht den Ring, damit er wieder sichtbar werde, denn dann muß Kandaules ihn auf der Stelle vor seinem Weibe tödten. Aber Kandaules tritt vor ihn und deckt ihn mit seinem Leibe vor dem Scheine der Ampel. Am nächsten Morgen triumphirt Kandaules; er sieht Gyges von Rhodopens Schönheit besiegt; aber noch mehr, er ist auf das Tiefste verwundet; er bittet den Freund, sein Leben als Opfer hinzunehmen. Kandaules hält dies für den nach solchem Genusse natürlichen Rausch, der vergeht, und schickt Gyges die schöne Sklavin Lesbia, welche diesem vordem Gefallen erweckt hatte. Allein Gyges spricht mit ihr jetzt nur von ihrer Herrin Rhodope und entläßt sie. Da sagt ihm Kandaules ins Angesicht: Du liebst Rhodopen. Gyges: Herr, ich kann dir nicht länger dienen. Und sie scheiden. Doch reicht Gyges dem Könige noch zuvor einen Diamant; er hat den Hals der Königin geschmückt. Nun erblickt Kandaules den Abgrund . . . Rhodope hat das Geräusch zur Nachtzeit vernommen, sie vermißt den Edelstein von ihrem Halse. Sie ahnt, daß Jemand sie im Schlafgemach belauscht hat. Aber Kandaules beschwichtigt sie; er giebt ihr selbst den Diamant zurück. Die Erlösung bricht in Rhodopen mit den Freudenrufen aus:

> „Dank, ew'gen Dank, ihr Götter, und vergebt
> Den Zweifel eines Herzens, das sich schuldlos
> Zertreten wähnte.“

So tief griff also dieses Ereigniß in ihr Inneres ein. Auch Kandaules athmet befreit auf, zumal da Rhodope, zu ihm gewendet, fortfährt:

„Nun, da bitt' ich
Dir stilles Unrecht ab. Ich sorgte immer,
Es sei mehr Stolz auf den Besitz als Liebe
In der Empfindung, die Dich an mich fesselt,
Und Deine Neigung brauche schon den Neid
Der Andern, um nicht völlig zu erlöschen!"

Hier ist der Kern blosgelegt, welche innerste Wurzel die Scham in der tiefsten Liebe und Hingebung hat. Es wäre nun alles gut, wenn diese Worte Rhodopens nicht vor den Thatsachen als Ironie erschienen; und hier in der Mitte des Stückes löst sich auch gleich der Umschlag ins Tragische aus. Kandaules erzählt sofort, daß Gyges scheidet. Diese befreiende Nachricht — sie wäre es vielleicht noch, wenn alles nur Vorsatz und nicht That gewesen wäre — regt in Rhodope Bedenken auf: Kandaules läßt den Freund ziehen, der von ihm unzertrennlich war! Warum? Er auch war es, der Kandaules den Ring gebracht hat, der, je nachdem man ihn wendet, unsichtbar und sichtbar macht. Einmal sah sie eine feurige Gestalt in dieser Nacht vor Augen. Gyges war also der Lauscher? Rhodope hat aber auch den Ring an der Hand des Gatten in dieser verhängnißvollen Stunde vermißt. Jetzt trägt er ihn wieder. Wo war er inzwischen? Kandaules weicht aus. Rhodope führt ihrem Gatten selbst vor Augen, daß Gyges den Frevel begangen haben und daß er demzufolge von der Hand des Gatten sterben müsse. Kandaules geht, ohne sich hierzu zu entschließen; so hat er die Wahl, wenn er Gyges nicht tödtet, sein Weib zu verlieren. Nun kommt Lesbia zurück. Daß Gyges die Königin liebt, vermag sie zu berichten. Dies schließt für Rhodope den Beweis.

„Kann man das lieben, was man niemals sah?
Und wenn mich Gyges sah, wann sah er mich?"
(Lesbia legt sich die Hand vor die Augen)
„Nun sprich als Mädchen, ob er sterben muß!"

Rhodope läßt Gyges gefangen vorführen. Er gesteht ihr seine Liebe und sie erkennt ihm den Tod zu. Da spricht er, daß er schon selbst zu sterben gewillt gewesen und daß nur Kandaules ihn gehindert habe, die That zu vollstrecken. Also wußte Kandaules bereits vor ihr von dem Frevel. Gyges will sich weiterem Eindringen entziehen, indem er zu gehen dringt. Allein schon tritt Kandaules, als Richter herbeigerufen, auf. Nun nimmt Gyges die Last der Handlung auf sich, vor Beiden bekennend, daß er sich eingeschlichen habe. Aber Kandaules hört ihn an und fügt nur bei: Gyges, ich bin kein Schurke. Gyges: König, was rettest du? Kandaules: Mich selbst. Gyges muß vor Rhodope den Hergang berichten. Er thut es, doch zögernd zu Gunsten des Freundes — allein Rhodope faßt bündig den Faden auf. „Er hat sein Gattenrecht Dir abgetreten. Du mußt ihn tödten. Und ich, ich muß mich dir vermählen." Gyges sträubt sich, trotz des verheißenen Lohnes, den Freund zu morden. Da droht sie, sich selbst zu tödten. Nun beschließt er, im Zweikampf mit ihm zu fechten. Fällt aber Gyges, so fällt Rhodope mit.

Rhodope: „Leb' wohl!
Und wenn's Dich freuen kann, vernimm noch Eines:
Du hättest mich der Heimath nicht entführt,
Um so an mir zu thun!

Gyges: Meinst Du, Rhodope?
Das heißt: ich wäre eifersüchtiger
Und neidischer gewesen, hätte mehr
Gefürchtet, weil ich weniger bin als er.
Und doch beglückt es mich, daß Du dies meinst,
Und ist genug für mich, mehr als genug! (ab).

Rhodope: Nun Brautgewand und Todtenhemd herbei!"

Kandaules erfährt von dem Freunde Gyges, was er bei Rhodope für sein Schicksal bewirkt hat; er muß mit ihm kämpfen oder sie stirbt noch vor der Nacht. „Dann nimm mein Leben hin," erwiedert Kandaules. „So willig giebst Du's hin," fragt Gyges. Kandaules darauf:

„Wer frevelte,
Muß Buße thun, und wer nicht lächelnd opfert,
Der opfert nicht!"

Gyges: „Doch, welche Schuld!"

Kandaules: „Das Wägen ist an ihr!" —

„Auch fühl' ich's wohl, ich habe schwer gefehlt,
Und was mich trifft, das trifft mich nur mit Recht.
. . . Man soll nicht immer fragen:
Was ist ein Ding? Zuweilen auch, was gilt's?
Ich weiß gewiß, die Zeit wird einmal kommen,
Wo Alles denkt wie ich; was steckt denn auch
In Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern,
Das ewig wäre? Doch die müde Welt
Ist über diesen Dingen eingeschlafen,
Die sie in ihrem letzten Kampf errang,
Und hält sie fest. Wer sie ihr nehmen will,
Der weckt sie auf. D'rum prüf' er sich vorher,
Ob er auch stark genug ist, sie zu binden,
Wenn sie, halb wachgerüttelt, um sich schlägt.
Und reich genug, ihr Höheres zu bieten,
Wenn sie den Tand unwillig fahren läßt.
Herakles war der Mann, ich bin es nicht;
Zu stolz, um ihn in Demuth zu beerben,
Und viel zu schwach, um ihm es gleich zu thun,
Hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,
Und dieser knirscht nun rächend mich hinab."

Sie treten sonach in den Kampf; sie werden ehrlich streiten: Kandaules, um nicht so viel Schönheit leicht zu verlieren, Gyges, weil Rhodope mit ihm lebt und fällt. Doch enthüllt er Kandaules noch das Letzte: Wenn Gyges siegt, wird Rhodope sein Weib. Darauf entbrennt der Kampf zwischen den Freunden auf Tod und Leben. Kandaules fällt. Rhodope reicht Gyges am Altar die Hand.

„Ich bin entsühnt,
Denn Keiner sah mich mehr, als dem es ziemte.
Jetzt aber scheide ich mich (sie durchsticht sich) so von Dir!

Das Volk setzt Gyges die Krone auf.

Das Drama gehört vermöge seiner dichterischen Schönheiten zu den Perlen der Literatur. In der Folgerichtigkeit der dramatischen Entwickelung steht das Werk mustergültig da. Aus der Voraussetzung, die man wohl für möglich halten wird müssen und die Hebbel nur nicht so tief motivirt, wie es etwa in „Herodes und Mariamne" gelang — zumal die Weinrausch-Stimmung ist ein schwächliches Motiv — ergiebt sich die Folge sicher wie ein mathematischer Satz. Auch der Zweikampf, worin Hebbel von Herodet abgewichen, läßt keinen Ausweg offen. Fällt Gyges, so fällt Rhodope mit, und die Tragödie ist wieder geschlossen. Daß Gyges den Kandaules im Schlaf morde, wollte Hebbel vermuthlich darum nicht wieder gestalten, weil ihm der Adel der Leidenschaften zu tief geschädigt erschienen wäre; und erst in solcher Höhe der Gesinnung, wie Hebbel sie schildert, ihm das Problem rein menschlich wird. In der antiken Fassung drängt das Gebot der Sitte zur Handlung. Auch Hebbel stellt Rhodopen als Orientalin dar, die sich niemals unverhüllt zeigt. Aber, „der Schleier ist ein Theil von ihrem Selbst", und dieses Selbst ist ihre Empfindung der Keuschheit. Die Liebe, die nur Einem im Tiefsten sich ergiebt, ist eifersüchtig auf die ganze Welt. Und dieses äußerste, aber folgerichtige Ergebniß eines natürlichen Empfindens läßt das Problem, wenn man es darauf stellt, nicht als ein solches der Keuschheit, sondern als ein solches der Liebe erscheinen, gegen welche jene nur eine secundäre Erscheinung ist. Darum liebt Rhodope den Kandaules in Hebbel's Dichtung mit jener tiefen Innerlichkeit, die sich nicht enthüllt, sondern nur andeutet. Sie sieht in ihm den Mann, und zwar den Einzigen, der ihr Alles ist. Ist er es nicht, liebt er sie nicht so, wie sie es mit ihrem Bedürfnisse fühlt, so ist sie vernichtet. Sie erfährt es; da er sie entweiht hat, fällt er, und da sie mit ihm sich vernichtet, auch sie mit. Gyges mag leben, er hat nur die Sitte verletzt. Herodot erzählt eine Keuschheitsgeschichte, die durch den Schluß, daß Rhodope sich mit Gyges vereinigt, Kandaules zu einem Verletzer der Sitte macht, der deshalb stirbt, ohne daß jedoch auch Rhodope verletzt wäre; bei Hebbel ist es eine Tragödie der Innerlichkeit, die in Rhodope vorliegt. Die Liebe der Rhodope zu Kandaules tritt, wenn auch knapp, so doch scharf ans Licht.*) Aber es ist, wie immer, die Verklärung ihres Wesens, die, auf den Geliebten übertragen, ihre Liebe ausmacht. Daß nun Hebbel, den orientalischen Anschauungen folgend, den Schleier und die sittige Gepflogenheit zum äußeren Mittel machte, hat denselben Grund, weshalb er den Ring mit in das Motiv der Action brachte. Auch ohne den unsichtbar machenden Ring ist Gyges im Stande, in das Schlafgemach der Gatten zu bringen. Und so ist es blos in dem

---

*) Es ist für des Dichters Art bezeichnend, wie dies gezeigt wird. Gyges malt sich die Schrecken des Mordes an dem Freunde aus und fleht zu Rhodopen:

„Du weckst mich aus dem Schlummer,
Nicht wahr, wenn er in Träumen mir erscheint
Und trotz der Todeswunde immer lächelt,
Bis mir das Haar sich sträubt?

Rhodope: Nicht mehr! Nicht mehr!"

extremen aber consequenten Fühlen einer mädchenhaften Seele gegründet, die Entweihung eines Bundes, welche dessen Grundlagen aufhebt, einer Zerstörung desselben gleich zu achten. Er steht und fällt ihr mit dem Leben. Griechisch ist diese Betrachtungsweise nicht, aber menschlich verständlich.

Hebbel, der tiefgründige Symboliker, der Metaphysiker im Umkreise menschlicher Lebensbeziehungen, erweitert nun unwillkürlich das Besondere der Schicksale in diesem Einzelfall zu allgemeiner Betrachtung. Man kann allgemeine Ergebnisse in dem Gedichte finden. Aber sie sind eine philosophirende Zuthat, auch wenn man sie im Gedicht selbst herleitet, wie Hebbel nicht unterlassen hat.

Auf der Bühne erscheint die Dichtung als ein Werk, das diesen Boden unstreitig zu behaupten vermag. Aber wie durchgeistigte Arbeiten pflegen, das Drama gewinnt nicht; vor dem geistigen Auge steht es bereits fest und bestimmt da. Die abgeklärte Form, welche nur das Innerste des Dramas, die seelische Handlung vor den Hörer rückt, gewährt den Sinnen nichts weiter; man ist also derselben zum reicheren Genusse nicht mehr bedürftig. Gyges verliert nichts bei der Lectüre, aber er ist es werth, daß man ihn in Leib und Schall verkörpert, also im Theater, wahrnehme. Freilich muß man ihn auch gehörig interpretiren. Bei der vorhandenen Knappheit sind einzelne Wendungen zu stark und können in Komik überschlagen, z. B. wenn Rhodope erst Gyges als zum Tode verurtheilten Frevler behandelt und unmittelbar darauf, da die Schuld auf Kandaules fällt, ihm diesen zu tödten befiehlt, um sein Weib zu werden. Hier könnte die Parodie einsetzen, welche das Sublimirteste mit dem größten Erfolge in sein Gegentheil wandelt.

Die typische Gestaltung der Figuren legt dem Schauspieler das Gebot auf, mit den bloßen Nuancen seiner Mittel, des Redetones und der Geberde, zu charakterisiren. Dieses discrete Spiel erweist sich nur dankbar, wenn es mit Vollkommenheit gebracht wird. So weit war das Burgtheater letzthin noch nicht. Aber man merkt dort wohl noch, daß Hebbel seinen eigenen Ausdruck hat und daß auch der seinige ein großer ist, der es lohnt, wenn man ihn pflegt, obgleich er nicht so offen liegt, wie der bei uns schon eher durchgebildete Grillparzer's. „Die Poesie des Ausdrucks findet mehr Bewunderer als die Poesie der Idee. Und doch ist sie nichts," sagt Hebbel einmal und geht hierin zu weit. Auch die Ideenpoesie ist Poesie des Ausdrucks. Was und wie ein Künstler seine Ideen ausdrückt, darin liegen die Verschiedenheiten des Geschmacks, die Sympathien und Antipathien begründet, welche die große Menge der empfangenden Individuen, das Publicum, oft langsam aber endlich ausgleicht. Es genießt doch mannigfaltig; es kommt diesem und jenem Geschmack mit der Zeit unbefangener entgegen, und aus Nebenbuhlern und Gegnern zu Lebenszeiten werden Genossen der Nachwelt. Es ist bekannt, daß Grillparzer die Vorzüge des „Gyges" würdigte. Darin ging er Vielen voran.

Der 4. Mai sollte ein Lustspielabend werden; er gerieth aber nicht ganz. An den Anfang gestellt war „Der Schierling" in zwei Acten von Emile Augier, deutsch von Arthur Fitger. Das Werk ist eine Erstlingsarbeit und zeigt die Jugend des Verfassers darin, daß er seine

gestaltende Sorgfalt noch nicht über das Ganze vertheilt, sondern Einzelnes ausführt, das ihm am Herzen liegt, Anderes flüchtig behandelt. Dieses ist aber leider gerade die dramatische Hauptsache. Ein athenischer Jüngling, Klinias, vergeudet seine Jugend, seinen Reichthum und seine persönliche Unabhängigkeit — er besitzt nicht Freunde, noch Verwandte — mit zwei Schlemmern und weinseligen Weltphilosophen, dem geizigen Kleon und dem verschwenderischen Paris, die Beide im Genuß ergraute Gesellen sind. Da beginnt er Ekel an seinem Dasein zu empfinden und beschließt, sich durch einen Trunk von Schierlingssaft des Lebens zu entschlagen. Eine Sklavin, jung, schön und bedeutend, sie ist von Seeräubern ihren Eltern in Cypern geraubt worden, wurde für ihn eben gekauft. Ihr Eintritt in das Haus und ihr Gruß an den Herrn erfolgt mit dem Wort, daß sie sich tödten werde, bevor sie Schande erdulde. Da beschließt Klinias zur letzten Ergötzung vor dem Hinscheiden sein Vermögen Demjenigen von den verächtlichen Genossen zu vererben, der die Liebe der schönen Hippolyta bis zur Nacht erringen würde. Der Wettkampf geht in Beleidigungen und Thätlichkeiten zwischen den Rivalen aus, die sich aber wieder versöhnen. Klinias schenkt Hippolyta die Freiheit und an ihrer nun vor seinem Blick entbundenen freien Menschlichkeit quillt sein Inneres wieder auf. Er beschließt, da sie seine ausbrechende Leidenschaft durch Sitte abwehrt, nochmals den Preis zu stellen: Wer von Hippolyta abgewiesen wird, soll sein Vermögen erhalten. Die Nebenbuhler streichen nun jeder des Anderen Tugenden heraus und malen ihre eigenen Laster in schwarzen Farben. Hippolyta lächelt ob des Wetteifers. Die Lösung erfolgt nun dadurch, daß sie erfährt, Klinias wolle aus dem Leben scheiden, da er verzweifelt, daß an einem verlorenen Menschen, als welchen er sich betrachtet, Liebe je noch theilnehmen könne. Da er den Becher an die Lippen setzt, gesteht sie ihre Neigung zu ihm und sie suchen nun gemeinsam das elterliche Heim in Cypern auf. Trotz des classischen Gewandes ist das Grundmotiv modern sentimental und französisch; junge Liebe entsühnt. Die Komik der in Wettbewerb gebrachten Kumpane ist derb altfranzösisch und von der typischen Weise, die Molière mit Plautus gemein hat. Die Ausführung ist, wie gesagt, ungleich. Köstliche Züge liegen in der Zeichnung der Trunkenbolde. Der Daseinsjammer des Klinias ist zu schwach motivirt und die Gestalt der Hippolyta nur dürftig angedeutet. Auch der Horizont des Stückes ist nicht weit. Menschenhaß und Lebensekel, diese furchtbar großen Motive, sind hier nur kindlich spielend berührt. Doch ist, auch unabhängig von dem altmodischen poetischen Kleide, in das der Alexandriner das Stück hüllt, durch das Drama ein zarter Duft verbreitet, der nicht griechisch und französisch oder deutsch, sondern rein künstlerisch ist. Um dessentwillen hört man die Dichtung mit an. Wenn man sie im neuen Burgtheater nur überhaupt hört: das Haus verschluckt das Beste.

„Im Bunde der Dritte“, Charakterbild in einem Acte von Paul Heyse, setzte den Abend fort. Andreas von Werder hat um Helenens Hand an dem Tage angehalten, an welchem sie dieselbe Heinrich Heller gereicht hat. Er bewahrt ihr seine Liebe und bleibt als

Freund im Bunde der Dritte. Er hat ihr einen Brief anvertraut, den sie erst öffnen darf, bis er dies nicht mehr sein wird. So verfließen sieben Jahre. Da ist Cornelia Brand in sein Herz sieghaft eingezogen. Aber er kämpft die Leidenschaft nieder — die alte Freundschaft besteht dabei fort — weil er die Geliebte nicht zum Weibe begehren kann. Mit seinem Tode fällt nämlich sein Rittergut und damit sein Vermögen Helenen zu; dies Vermächtniß enthält sein Brief. Durch eine recht äußerlich geführte Intrigue, in der Helene ihrer Freundin Cornelia mit dem gewaltsamen Kupplereifer einer glücklich verheirateten Frau das Wild in das Garn der Ehe treibt, wobei eine sehr gezwungen herbeigeführte Aeußerung Andreas', daß er nicht mehr im Bunde der Dritte sei, ihr das formale Recht giebt, den Brief zu öffnen, wird die Lösung herbeigeführt. Helene tritt das Rittergut Cornelien ab und Andreas schließt das Mädchen in seine Arme. Es giebt wohl auch so harmlose Menschen wie Andreas, und so treue Einfalt der Neigung. Aber diese Welt muthet mit ihrer schlichten Simplicität in der Darstellung durch das hausbackene Lustspiel zu altmodisch-geziert, zu überlebt-simpel an.

Den Schluß des Abends machte „Der Flüchtling", Lustspiel in einem Acte von Theodor Herzl. Hier bringt der Gatte bei einbrechender Nacht verstohlen in das Haus seiner Frau, die ihn von sich gewiesen hat, und erfleht unter dem Vorwande, verfolgt zu sein, daß sie ihm Unterkunft gewähre. Sie thut es mit dem Aufschrei der Angst — also doch noch der Theilnahme? Hm, sie gewährt ihm nur wie einem Fremden ein Heim für eine Nacht. Nun thun sie so fremd als möglich, aber seine Reue und ihre Neigung brechen durch. Sie versöhnen sich. Daneben spielt ein Liebeseinvernehmen der Gesellschaftsdame mit einem Nachbar, der aus Eifersucht sich einen Schnupfen zuzieht. Die Gatten, welche fremd thun und sich sagen, daß sie, wenn sie fremd in dieser Situation wären, sich zu einander hingezogen fühlten, dieses Motiv, das nun auch thatsächlich den Weg zur Vereinigung bedeutet, ist keck und witzig. Aber den besseren Witz und die geistreichere Keckheit hat Sardou schon vorweggenommen, als er Herzl das Motiv vorerfand. Auch Scribe hat Nebenhandlungen gleich der obigen vorerdacht. Der Dialog zwischen Mann und Frau leidet an Unfolgerichtigkeit in der Psychologie, welche den Faden der Handlung bildet, also an Unsauberkeiten in der Zeichnung der Charaktere. Damit ist aber ein Wort gebraucht, das zu viel sagt; es sind keine Charaktere, sondern verblasene Lustspielfiguren. Die possenhaften Wendungen erhöhen nicht das Niveau des mit nachgeahmtem Geist gearbeiteten Werkes. Hin und wieder fällt ein witziges Wort. Aber es ist ebenso richtig wie gerecht, daß man auf der Bühne mit Worten allein nicht Glück macht. Theodor Loewe.

Zwei Dramen Calderon's sind durch die Bemühung Conrad Pasch's in die deutsche Sprache übertragen und zugleich durch Einleitung und Anmerkungen dem eingehenderen Sachverständniß zum erstenmale zugänglich gemacht worden.*) „Des Prometheus Götterbildniß", theilweise über-

*) Im Verlage von Brockhausen & Bräuer, Wien 1887 und 1888, erschienen

setzt, jedoch durch Inhaltsangaben zu einem Ganzen überbrückt, gehört einem Kreise von Dramen mythologischen Stoffes an, deren es 17 von Calderon giebt. Sie sind Festspiele, mit der Bestimmung geschrieben, vor dem königlichen Hofe aufgeführt zu werden, und zwar auf einem von Philipp IV. im Palaste Buen Retiro errichteten Theater, das möglichst viel Glanz und Maschinenleistungen zu entfalten hatte. Calderon's Drama spielt seinerseits in die Gattung des phantastischen Sinnengaukels hinüber; es stellt eine Wanderung aus einem idyllischen Schäferthal mit Musik, Gesängen und Tänzen, durch Grotten mit Ungeheuern, sogar einen Flug in den Weltraum dar, wo Prometheus dem Apollon einen Strahl seines Lichtes raubt, mit welchem er die Lehmgestalt der Pandora belebt. Nicht ohne Tiefsinn und mit viel dichterischem Reiz hat Calderon die wuchtige tragische Fabel in diesem Drama lyrisch ausgebildet. Er kannte den Aeschylos gar nicht und schöpfte aus Ovid und den italienischen Mythologen des 15. und 16. Jahrhunderts. Pasch hat in seiner verdienstlichen Einleitung das Verhältniß des Dichters zur Antike behandelt und in einem Anhange dankenswerthe Beiträge zur Metrik im spanischen Drama geboten. Es ist nicht im Handumdrehen zu entscheiden, ob die Fülle von mannigfaltigen Versmaßen des spanischen Dramas in das deutsche Drama eingeführt werden sollte. Man hat ja Beispiele dafür, welche glückliche Proben sind. Mit Recht weist Pasch jedoch selbst auf die zerstreuende Wirkung solcher Abwechslung in der Form hin. Und unseres Erachtens ist es dem deutschen Blankvers bisher auch noch vollkommen gelungen, alle Stimmungen der menschlichen Seele kräftig und zutreffend auszudrücken, da er sich jeder Empfindungsweise in der Rede angleicht, indeß er dabei ebenso ein Mittel der Erhöhung der Form bedeutet, wie irgend ein lyrisches Maß mit Assonanz oder Reim und einheitlich bleibt. — „Uebers Grab hinaus noch lieben" ist ein Liebesdrama, in ein Kriegsgetümmel gestellt. Kenner des spanischen Originals hatten es sehr gelobt. Die Uebernahme in das deutsche Schriftthum, welche Pasch's vollständige und treffliche Uebersetzung vollzieht, erweist sich als verdient. Der Aufstand der Mauren im Alpujarra-Gebirge, der letzte Zweikampf der zurückgedrängten Araber mit den christlichen Spaniern wird lebendig und in bunter Mannigfaltigkeit geschildert. Mitten drin herrscht als menschliches Interesse die Liebe des Don Alvaro Tuzani zur schönen Tochter Malek's, Clara. Bei der Einäscherung Galeras ermordet sie ein spanischer Soldat. Alvaro dringt in das feindliche Lager, entdeckt und tödtet den Mörder. Er wird erkannt, aber von Don Juan de Austria freigegeben, da diese Handlung menschlich gerechtfertigt ist. Eine edle Romantik flammt in diesem Helden- und Liebesschauspiel auf und ergreift den Leser wundersam. Es ist Poesie — wenn es auch nicht die reifste Weise ist, so doch nicht die mindest feurig süße. Der Deutsche wird sich an ihr begeistern, ohne sich jedoch zu berauschen, wie manche ihrer Verehrer. Theodor Loewe.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.